

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

5 (1.3.1937)

Die badische Schule

Verantwortlich: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstraße Nr. 18b

Dich, Erde, bitt' ich und den Oberhimmel,
Erke, Erke, Erke und der Erde Mutter:
Gönnet mir beide, ihr Allwaltenden,
Äcker wachsend und aussprießend,
voll schwellend und kräftig treibend
und der breiten Gerste Früchte
und des weißen Weizens Früchte.
Heil sei dir, Erdflur, der Irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung!

Altenglischer Flursegen

entnommen aus Wolfgang Schulz „Altgermanische Kultur in Wort und Bild“.

Karl Gutmann **Die Vorgeschichte im Dienste der
nationalsozialistischen Weltanschauung.**

Beim Vormarsch unserer Truppen durch Nordfrankreich zu Beginn des großen Weltkrieges kam es oft vor, daß die Einwohner der Dörfer Türen und Fensterläden feste verrammelten und zitternd und zagend sich in den hintersten Winkel ihrer Behausung oder in den Keller zurückzogen, dem Einfall der „räuberischen Sonnen“ angstvoll entgegensehend. Nach einigen bangen Stunden hörten sie dann wohl draußen auf den Straßen des Dorfes die Kommandorufe der Offiziere und den harten Schritt der Soldaten, das Rollen der Wagen und der Kanonen. Aber sonst blieb alles ruhig und verlief in Zucht und Ordnung; keine wilden Ungeheuer fielen sengend und brennend und mordend in die Behausungen ein. Schließlich faßten dann die Beherzten unter den Dorfbewohnern oder die Neugierigsten wieder Mut: sie blinzelten durch die Ritzen der Fensterläden oder äugten auch aus den Kellerlöchern hervor. Und sie trauten ihren Augen kaum! Sie wähten zu träumen. Diese gefürchteten und so viel beschriebenen Deutschen waren ja gar keine tiergestaltige Ungeheuer, waren keine Menschenfresser und Scheusale, als welche man sie ihnen immer geschildert hatte, das waren ja richtige Menschen wie die Franzosen selbst, mit menschlichen Gesichtern und menschlichen Gebärden! Für manche der Dorfbewohner war diese überraschende Feststellung das größte Erlebnis des Weltkrieges.

Ähnliche Begebenheiten werden uns auch aus dem Deutsch-französischen Kriege von 1870/71 berichtet. Hat man tatsächlich westlich des Rheines schon innerhalb Knapp einer Generation die Erfahrungen von 1870 vergessen? Haben dort die Eltern ihren Kindern nicht erzählt, daß die Deutschen gerade solche Menschen sind wie die Franzosen? Es scheint doch vielmehr als ob unsere westlichen Nachbarn die Vorstellung von den blutrünstigen Ungetümen in Deutschland absichtlich genährt haben. Aber wir dürfen uns darüber eigentlich nicht wundern. Können wir doch in deutschen Geschichtsbüchern der Jahrhundertwende immer wieder lesen, daß Deutschland fast bis zu Christi Geburt eine grauenhafte Wildnis war, voller Sümpfe und undurchdringlicher Urwälder, daß die in dem Lande hausenden Germanen für gewöhnlich nackt herumliefen, sich höchstens bei Festen und feiern Bärenfelle umhingen und Stierhörner auf den Kopf banden, daß sie zumeist faulenzend herumlungerten und bei Würfelspiel sich den Bauch mit Wildpret und Met füllten, daß sie gelegentlich auch einmal auf Jagd auszogen und daß wüste Raufereien ihre Lieblingsbeschäftigung bildeten. Und wenn die Deutschen ihre Vorfahren selbst in solcher Art ausmalten, dürfen wir uns dann wundern, wenn diese Vorstellungen im Auslande noch abenteuerlichere Formen annahmen? In den genannten Geschichtsbüchern wurde dann weiter vermerkt,

daß kurz vor der Zeitwende die Kelten, „ein hochentwickeltes Volk“, aus Frankreich über den Rhein vordrangen, daß sie endlich die Wildnis in Deutschland auszuroden begannen und den dortigen Barbaren das erste Licht der höheren Besitzung ansteckten. Und dann seien die Römer aus dem Süden gekommen und hätten endlich unser Land bewohnbar gemacht. Jetzt erst seien größere Siedlungen entstanden, jetzt erst hätte man Wege und Brücken gebaut, jetzt erst hätten die ungebildeten Germanen gelernt, den Pflug zu führen und den Acker zu bebauen. Zu wirklichen Menschen seien sie aber erst durch Bonifatius geworden. Solche Märchen glaubte nicht bloß das Ausland, das glaubte man auch in Deutschland und würde es auch heute noch glauben, wenn nicht die deutsche Erneuerung von 1933 mit all dem Schwindel ausgeräumt hätte. Gewiß hat es schon vor 100 Jahren deutschbewusste Männer gegeben, die gegen diese von einer volksfremden Wissenschaft in unserem Volke ausgebreitete größte Lüge der Geschichtsschreibung sich wehrten, die aus alten Siedlungen und Gräbern der Heimat staunenswerte Funde vorzeigten und eine richtige Vorstellung von der wahren Größe und Bedeutung unserer Vorfahren hatten und lehrten; aber sie wurden als Schwärmer verschrien und verlacht. Die herrlichen Waffen und Werkzeuge, den edlen Schmuck und die kunstvollen Gefäße, die sie als Zeugen höchster einheimischer Besitzung anführten, erklärte man einfach als Handelsware, die unsere Ahnen durch die Griechen und Römer, die Kelten oder gar die semitischen Phönizier zugebracht erhielten. Die Männer dieser ablehnenden Haltung wußten schon damals, daß diese prachtvollen Funde des deutschen Bodens eine Besitzung anzeigten, die alle gleichzeitigen des Altertums an Gediegenheit und Eigenart übertraf, daß also die wilden Bewohner des rauhen Nordens früher zu kultureller Bedeutung gekommen waren als die Griechen und Römer. Eine solche Vorstellung war aber für das gelehrte 19. Jahrhundert nicht faßbar; das hätte eine ganze Umwälzung des damaligen mit so viel Eifer und Gelehrsamkeit aufgebauten Weltbildes bedeutet, in welchem die Griechen und Römer als die ersten und einzigen großen Kulturschöpfer über alle Massen in Erscheinung traten.

Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts ergriff ein geborener Ostpreuße, Gustaf Kosinna, die Führung im Kampfe um die Anerkennung der Leistungen unserer Vorfahren. Das geistige Ringen nahm sehr erbitterte Formen an. Alles und alle stürmten gegen Kosinna an. Er aber sammelte unentwegt in mühsamer Kleinarbeit Tatsache um Tatsache und wob sie zu einer großen Vorstellung von der Kulturhöhe der alten Deutschen zusammen. Der schwere Kampf, der nicht nur gegen die Anhänger des griechischen Alter-

tums, sondern auch gegen den artfremden Marxismus und gegen jede Form des Internationalismus geführt werden mußte, zehrte die Kraft Kosinnas vorzeitig auf, so daß er nicht mehr den Sieg seiner Richtung und des deutschen Glaubens 1933 miterleben konnte.

Die deutsche Revolution entschied auch den gewaltigen Kampf um die deutsche Vorgeschichte und hob sie aus ihrer bisherigen Aschenbrödelstellung zu führender Bedeutung heraus. Die Vorgeschichte ist eine für die Untermauerung der Weltanschauung des Dritten Reiches grundlegende Wissenschaft geworden. Sie liefert den einwandfreien Beweis für die unumstößliche Richtigkeit des nationalsozialistischen Wollens und Forderns. Raum jemals war eine politische und weltanschauliche Bewegung so klar und bestimmt wissenschaftlich-folgerichtig aufgebaut.

Der Nationalsozialismus sieht in Blut und Boden, Rasse und Raum, Volksgemeinschaft und Heimat die einzigen und unversegblichen Ausgangspunkte und Kraftquellen deutscher Art, deutscher Hochleistung und deutscher Erneuerung. Die Vorgeschichte ist in der Lage, diese Grundanschauung wissenschaftlich zu erhärten. Sie steigt zurück bis in die urfernen Zeiten und sucht die ersten Spuren menschlichen Seins in deutschen Landen auf. Und da stellt sie überraschenderweise fest, daß der deutsche Boden urälteste Menschheitsentwicklung getragen und gefördert hat, ja, daß hier der älteste überhaupt bekannte Mensch gelebt hat. Hier auf deutschem Boden und nirgendwo anders haben wir den Ausgang unseres Geschlechtes zu suchen, in ihm haben wir von Anfang an unsere Wurzeln geschlagen. Und nicht nur das läßt die deutsche Vorgeschichte erkennen. Im deutschen Raum zeigen auch die kulturellen Äußerungen von Anfang an die hohen Zukunftswerte, die allein den späteren Hochflug der Menschheit bedingen konnten. Je weiter wir in die Vergangenheit zurücksteigen, um so klarer, einheitlicher und geschlossener treten die rassistischen Grundlagen in Erscheinung, auf denen sich der deutsche Volkskörper aufbaut, und um so deutlicher und schärfer heben sie sich von anderen gleichzeitigen Erscheinungen ab. Wir können diese Rassen in ihrer Gesittung, zum Teil auch in ihrer geistigen Haltung über lange Zeiträume hin verfolgen und können die Kräfte in ihrer Gesittung ermitteln, die vorwärtsdrängend oder hemmend sind, die als erbgebundene immer wieder den Wert der Rassen bestimmen. Dieses von Gott gegebene Erbgut kann aber durch den Siedlungsraum gefördert oder vernichtet werden; die Rassen werden durch ihn körperlich und geistig durchgeformt. Der üppige Pflanzenwuchs des tropischen Klimas und eine reiche Tierwelt bieten dem dunkelfarbigen Menschen leichte Lebensmöglichkeiten, zwingen ihn nicht zu steigender Kraftentfaltung, fordern nicht seine geistigen Anlagen, seine Erfindungsgabe heraus. Der Urwald überwuchert alles Leben, er gibt seinen Menschen, den verkümmerten, farblosen, kraftlosen Zwergen, nur spärliche Entfaltungsmöglichkeiten. Im lichtarmen, feuchten Norden mit seinen weiten Ebenen wachsen die hellfarbigen Rassen empor. Dort muß der Siedler seine letzte körperliche und geistige Kraft hergeben, denn hier wird das Leben nicht geschenkt, die Natur will hier bezwungen sein.

Der deutsche Raum hat von jeher harte Lebensbedingungen gestellt. Er birgt aber so vielfältige und so große Möglichkeiten in sich, daß er dem kämpfenden und sich mühenden Menschen zwar kein üppiges, aber doch ein reiches Leben gestattet. Er hat darum ein hartes, zähes, starkes Geschlecht herangezogen. In grauer Vorzeit stand dieser deutsche Raum unter der Herrschaft der gewaltigen Eismassen, die von Norden über die Ostsee bis nach Mitteldeutschland und von den Alpen über den Bodensee vordrangen. Das Land zwischen diesen ungeheuren Eisflächen war unwirklich, rauh und arm. Hier wurde der Mensch in strenge Zucht genommen, hier mußten Körper und Geist Höchstleistungen abgeben, sollte das Leben überhaupt möglich sein. Im Osten und Westen Europas schenkte die reiche Natur freiwillig wirksames Holzgerät, das mit leichter Mühe als Waffe herzurichten war. Auch das Jagdwild bot sich in üppiger Fülle an, daß der Mensch nur die besten Stücke der Beute auswählte. In Mitteleuropa dagegen war kaum Wald, war spärlich Wild. Der Mensch sah sich genötigt, seine Beute bis zur letzten Faser auszunützen. Und dazu brauchte er verschiedenartige und wirksame Werkzeuge. Den Stoff dazu bot ihm der Stein. Er zwang ihn nach seinem Willen in eine Form, die ihm dienstbar war. Derart schuf er Steinwerkzeuge, die sich denen des Ostens und Westens bei weitem überlegen zeigten und Ausgang aller zukünftigen Entwicklung wurden.

Die harte Landschaft mit dem feindlichen Klima merzte auch alle Menschen aus, die rassistisch minderwertig und an bessere Lebensbedingungen gewöhnt waren. So entstand hier ein einheitlicher, gleichartiger Menschenschlag den wir als nordischen zu bezeichnen pflegen. Seine Gesittung birgt wirksame Keime höherer Entwicklung in sich. In den Menschen lebt ein unbeugsamer Behauptungswille, der sie am gewonnenen Boden festhält, als mit der Umgestaltung des Klimas auch die Lebensbedingungen andere wurden. War der Urmensch ursprünglich vom Raum geformt worden, so lernte der nordische Mensch jetzt den Raum und seine Bedingungen meistern, er lernte ihn zu seiner Heimat umzuformen. Darum wundern wir uns nicht, wenn in diesem Raume die ersten Zeichen des Ackerbaues und die ersten Zeugnisse der Viehzucht auftauchen. Im Norden lernen wir den Hund als ältestes Haustier kennen; in Mecklenburg und in den Bodenseepfahlbauten sind die ersten Pflüge aus heimischem Holze gefunden worden, denen ein Alter von etwa 5000 bis 6000 Jahren zukommt.

Durch den Ackerbau wird der Mensch endgültig und für ewig mit dem Boden verhaftet. Er hat sich gewissermaßen diesen Boden zu eigen gemacht, er hat ihm den Stempel seines eigenen Wesens aufgedrückt, er ist mit ihm zu einer unzertrennlichen Einheit verwachsen, die er nie aufgibt und für die er sein Leben einsetzt.

Derart gelangt der Mensch zur Sesshaftigkeit. Der bebaut Boden fordert festgebaute Behausungen zur Unterbringung der Ernte, des Viehs und der mannigfaltigen Ackergeräte. Erst jetzt entstehen Häuser und Gehöfte, die für lange Jahre festgefügt sind. Es entstehen Speicher, Scheunen und Ställe. Und diese Wohnstätten können nicht für sich allein bleiben, sie

müssen in stete Beziehung zueinander treten. Der einzelne Siedler und Bauer ist nicht in der Lage, die wilden Tiere von seinen Gehögen abzuwenden, er muß sich mit dem Nachbarn in diese Aufgabe teilen. Er muß überhaupt mit demselben eine Arbeitsgemeinschaft bilden zur Abwehr gemeinsamer Gefahren und zur gegenseitigen Hilfe in der Not. In dem gleichen Maße, in welchem der Mensch von der Natur unabhängig wird, in gleichem Maße wird er abhängig von seinesgleichen. Der Ackerbau bedingt gegenseitige Hilfe, gegenseitige Rücksichtnahme. Wenn dem einen Bauern ein Unglück zutrifft, so trifft es zugleich auch den Nachbarn. Aus diesem Aufeinanderangewiesensein entsteht die Urform menschlicher Gemeinschaft, die gesellschaftliche Ordnung. Und diese einzelnen Kleinen Gruppen treten wieder unter sich in Verbindung zur Sicherung der Feldflur und des Lebens. Nach allen Seiten gehen Wege und Straßen aus mit Stegen und Brücken. Sie binden das Land zusammen und kennzeichnen die Keimzelle des Volkes und Staates. Diese erst geben dem Menschen die für Ausbildung höherer Kulturwerte nötige Sicherheit und Ruhe. Und damit wächst auch der Wohlstand und die Volkszahl.

All die genannten Bedingungen bilden sich zuerst und am günstigsten in Mitteldeutschland bis zur Ostseeküste aus. Darum sehen wir denn auch dort im dritten Jahrtausend v. Chr. mächtige Volkswellen nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlen. Der Raum genügt den Menschen nicht mehr für ihre Zahl und für ihre Arbeit. Kraftvolle Jüge stürmen über die Grenzen und drängen nach dem Balkan, ziehen über den Kaukasus bis nach Vorderasien und ostwärts nach den weiten Ebenen Rußlands bis zur Wolga, nordwärts bis nach Finnland. Auch das Land am Rhein wurde damals nordischer Siedlungsraum. Und überall hat dieses Volkstum dem neuen Land den Stempel seiner Art aufgeprägt. Noch heute zeugen die Bodendenkmäler von dieser Vorherrschaft, und die Sprachwissenschaft beweist, daß die Sprache der nordischen Herren die alteinheimischen fast restlos ausgemerzt hat. Nicht als Händler, als Kaufmann oder unsteter Nomade kam der nordische Eroberer in das neue Kolonialland; nein, es ist die wetterfeste Jugend kriegerischer Bauerngeschlechter, die neues Ackerland suchte. Überall heiligte sie den Boden durch ihren Blutzoll, überall nahm sie die fremde Erde in Bebauung und zwang sie mit harter Faust zur Hergabe ihres Reichthums.

Der Händler, der Kaufmann, der Nomade gehen über den Boden hinweg, gewinnen keine Beziehung zu ihm. Nur der Bauer setzt sich mit ihm auseinander, formt ihn und gewinnt ihn für sich. Nur der Bauer kann neuen Siedlungsraum schaffen und kann ihn auch durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch behaupten. Er gibt ihm sein Gepräge. Wo dertart in der Ferne nordischer Raum gestaltet wurde, da blieb er auch im Besitz der neuen Herren. Diese bäuerliche Bestimmtheit der indogermanischen Weltherrschaft schuf die Grundlage für die Hochleistungen menschlicher Gesittung, deren Glanz wir besonders in der griechischen Kultur schon seit langem zu bewundern gewohnt sind. Aber wir vermerken wohl, dieser Glanz ging nicht von der Mittelmeerwelt aus, und nicht von dort hat Deutschland Wert und Gut bekommen, son-

dern umgekehrt: Die Mittelmeerwelt baut sich aus bestem nordischem Gute auf. Die Geschichte der alten Welt wird erst heute restlos verständlich und wertbar als Sonderentwicklung unserer heimischen nordischen Vorgeschichte. Diese Erkenntnis gibt der ganzen Weltgeschichte urplötzlich ein ganz neues Gesicht. Vor allem aber verleiht sie uns Deutschen das stolze Bewußtsein der eigenen Kraft, das Bewußtsein der Unabhängigkeit und der in uns vorhandenen weiten Möglichkeiten. Wir sehen wie alle Gegenwartswerte aus den Er rungenschaften der Ahnen herauswachsen. Wir sehen, wie Menschen von unserem Blute, indogermanische Bauern, vom nordischen Raum ausgehend die Menschheitsentwicklung entscheidend beeinflusst und gestaltet haben. Das gibt uns den Mut — und auch die Verpflichtung — diese Kraft in uns zu suchen, den Glauben und das Vertrauen auf sie zu stärken und zu mehren. Er wird uns die Fähigkeit verleihen, in gleicher Weise weltgestaltend zu wirken wie unsere Vorfahren. Ihr Erbe war leider lange Zeit verschüttet. Wir haben es wieder vom alten Staube zu reinigen, damit es neu erstrahle.

Die deutsche Vorgeschichte lehrt, daß die Reinhaltung des Blutes die erste Voraussetzung dazu sein wird. Sie zeigt auch in welcher Weise dieses Bluterbe rein zu bewahren ist. Die Stosskraft des nordischen Menschen blieb erhalten, solange die Verbindung mit dem heimischen Blut und dem heimischen Boden bewahrt wurde. Die vom Norden ausstrahlenden Völkerwellen der Vorzeit hielten die Verbindung mit dem Ausgangspunkt ihrer Bewegung aufrecht, bezogen immer wieder neues Blut aus der Heimat. Das machte sie leistungsfähig und sicherte ihnen die Vormachtstellung in den gewonnenen Gebieten. Die Ureinwohner der unterworfenen Länder bildeten eine untergeordnete Volksschicht ohne politische und kulturelle Bedeutung, eine Dienerschaft der nordischen Herren. Als aber dann am äußeren Rande des nordischen Koloniallandes die Verbindung mit der Heimat infolge klimatischer und politischer Verhältnisse abbrach, als der Blutstrom aus dem Norden versiegte, da gewannen der fremde Raum und das fremde Volk die Oberhand. Wir ersehen daraus, daß fremder Raum nur unsere Kraft verzehrt, verbraucht, wenn er nicht durch steten Nachwuchs aus der Heimat sein ewiges Gepräge erhält. Nur das reine nordische Blut schafft nordischen Siedlungsraum. Das ist eine grundsätzliche Erkenntnis der Vorgeschichte, die der deutschen Haltung der Zukunft Wegweiser sein wird. Und die Glieder draußen in der Welt können nur lebenskräftig sein, wenn das Herz in der Heimat gesund und regelmäßig schlägt, wenn sich dort das Blut rein bewahrt, und wenn diese Heimat bewußt die Verbindung mit den Gliedern pflegt. Deutsches Wesen wird in der Welt nur wirksam sein, wenn wir uns bemühen, diese Kraft im Herzen der Heimat rein zu erhalten und zu mehren. Der nordische Geist hat die Welt gestaltet, nur er wird sie auch erhalten können. Wo asiatischer, wo äquatorialer Geist die Oberhand gewinnt, zerfällt alles menschliche Leben. Auch wir waren schon in diesen Strudel des Zerfalls hineingerissen, weil wir uns vom nordischen Geist entfernt hatten, weil wir ihn verleugnet haben. Die Vorgeschichte führt uns zu

ihm zurück. Sie deckt wieder die Quellen der alten Kraft auf. In der Vorzeit fließen sie noch rein und ungemischt, dort lassen sich auch ihre unmittelbaren Wirkungen erkennen. In der Gegenüberstellung von Fundstücken aus dem nordischen Kulturkreis mit gleichzeitigen ähnlichen Stücken westlicher oder östlicher Herkunft wird der Kundige die norddrassische Haltung ohne Schwierigkeit erkennen können. Wo hier Unregelmäßigkeit, ja Willkür und Ungebundenheit sich anzeigt, sehen wir dort feste Gesetzmäßigkeit und strenge Ordnung, bewußte Fügung der Einzelglieder zum wohlhabgewogenen und sinnvoll geformten Ganzen. Wo hier eine mehr auf das Äußere eingestellte seelische Haltung sich offenbart, die wenig Neigung zeigt, sich mit den Dingen ernsthaft auseinanderzusetzen, gibt sich dort ein kraftvolles Anpacken, ein ungehemmter Wille zur restlosen Erfassung und Bezwingung aller Widerstände zu erkennen. Das ist der Geist, der sich die Welt unterwirft, der unentwegt zäh den Gegebenheiten ins Auge schaut und seinen Willen durchsetzt.

Über allem Wechsel der Gesittung erkennt die Vorgeschichte durch Jahrtausende hindurch das ewig Bleibende, Schöpferische und Gestaltende der nordischen Art. Sie zeigt uns Mittel und Wege, auf denen wir die alten Kräfte wieder wirksam machen können, auf daß eine neue Gesittung aus Ur eigenem, aus dem nordischen Sittlichkeitsgefühl heraus entstehe, gemäß den Forderungen des § 24 unseres nationalsozialistischen Programms und gemäß den Forderungen, die der Führer in seiner großen Kulturrede auf dem Parteitag der Freiheit aufgestellt hat.

Der § 1 unseres Programms verlangt Zusammenschluß aller Deutschen zur Volksgemeinschaft. Die Vorgeschichte führt uns das Urbild dieses Zusammenschlusses vor Augen. Sie läßt die Wege erkennen, die der nordische Blutstrom bei seiner Verzweigung eingeschlagen hat, sie zeigt, wie dieser Strom in alle deutschen Gauen geflossen ist und wie alle Deutschen von ihm erfaßt wurden. In uns allen lebt und wirkt nordisches Blut und bindet uns zu einer Einheit des Lebens, des Denkens und Wollens zusammen. Erst aus der Vorgeschichte wird deutsche Volkwerdung ihren letzten Gründen nach verständlich und als Aufgabe aller Deutschen hingestellt. Aus dem Volke selbst ist immer wieder allen Hemmungen und äußeren Gewalten zum Trotz die urmächtige Sehnsucht nach Einheit aufgeschlossen, weil das gemeinsame Blut immer wieder sein Recht forderte. Dieses Blut ist aber auch über die Grenzen des heutigen Staates hinausgedrungen. Auch jenseits wohnen Brüder, die zu uns gehören, und mit uns zur Gemeinschaft, zum Volk verwachsen sollen, auf daß ihre Kraft nicht im einsamen Raume verloren gehe. Und noch weiter darüber hinaus legt sich die nordische Gemeinschaft aller indogermanischen Völker. Indem die Vorgeschichte die ursprünglichen Beziehungen zwischen diesen Völkern und ihren Kulturen aufdeckt, schafft sie die Grundlagen zum gegenseitigen Verständnis und damit zur Annäherung und zur Zusammenarbeit der Völker, zum Aufbau einer großen weltumspannenden Macht, die berufen ist, die Welt mit ihren auf den Leistungen unserer Ahnen beruhenden hohen Werten zu erhalten gegenüber der Wut und Zerstörung asiatischer Rassen.

Dem deutschen Volke ist die Führung in diesem Kampfe zugefallen, denn es hat seine Führerkraft allzeit, zumal in der Vorgeschichte bewiesen. Nur in der Unterordnung unter einen führenden Willen waren seine ungeheuren Leistungen möglich. Die Erkenntnis von der Bedeutung des Führergedankens und der Gefolgschaft ist nordisches Erbgut. Wie sich die ausziehenden Eroberer einem einheitlichen Willen beugten, so haben sie auch ihren geschlossenen Willen über die eroberten Länder und Völker gesetzt. Sie haben ihre Rasse als die führende Oberschicht bewußt herausgestellt und damit die Welt in Zaum gehalten.

Es mag ja wohl zaghafte Geister geben, die es für vermessen halten, wenn man von der Führerstellung Deutschlands in der Welt spricht. Das ist noch der Geist, der uns von Versailles her eingehämmert worden ist und von dem wir uns freizumachen haben. Die deutsche Revolution hat uns gelehrt, daß wir nur dann zu Freiheit und Achtung in der Welt aufsteigen können, wenn wir auf unsere eigene Kraft vertrauen. Durch die erstaunlichen Erfolge seit 1933 hat diese Revolution ihre innere Berechtigung erhalten. Die aus nordischem Geist herausgewachsenen Großtaten menschlicher Kultur in allen Weltteilen, belegen die schicksalhafte Notwendigkeit der vorgeschichtlichen Ausdehnungsbestrebungen. Wir haben heute den Glauben, daß auch der neuerstarke nordische Geist nur zum Segen der Welt ausschlagen wird. Noch zu allen Zeiten war ein solcher Glaube, eine Idee, Voraussetzung zu weltgestaltenden Taten. Unsere Weider im Ausland haben am wenigsten Recht, uns Vermessenheit vorzumwerfen. Frankreich hat im 18. Jahrhundert unter dem Deckschild der Zivilisation, im 19. unter dem Schlagwort der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Vormachtstellung in der Welt erstrebt. Englands Staatsmänner haben im 19. Jahrhundert ganz eindeutig ausgesprochen, daß das britische Imperium das auserlesene Werkzeug Gottes zum Guten in der Welt sei, daß die Welt den britischen und keinen anderen Charakter bekommen müsse. Das deutsche Weltreich des Mittelalters war getragen von der Idee des Gottesreiches auf Erden; die Römer proklamierten ihre Weltherrschaft mit der Begründung, „daß es auf der ganzen Welt keine ungerechte Herrschaft gäbe und überall Recht, Gerechtigkeit und Gesetz gälten“. Und haben nicht die Juden sich selbst zum auserwählten Volk Gottes ausgerufen, um unter dieser Flagge die Welt zu unterwerfen?

Die Vorgeschichte stellt uns große Ziele vor Augen, nach denen sie unser aller Blicke ausrichtet. Sie schafft derart einen gemeinsamen politischen Willen, der noch immer Voraussetzung höchster deutscher Leistungen gewesen ist. Gemäß den nationalsozialistischen Grundsätzen hat sie zunächst nur das eigene Volk ganz in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen gestellt und hat sich ganz nur dem Dienste dieses Volkes gewidmet. Aber schon heute erkennen wir, daß ihre Arbeit nicht nur Deutschland zugute kommt. Eine Erneuerung geht von Deutschland aus, die die ganze Welt erfaßt, eine Erneuerung des nordischen Geistes, die eine ungeahnte Zukunft in Sicht stellt. Und die Vorgeschichte ist eine Bannerträgerin auf dem Wege zu dieser neuen Zeit.

Germanische Heiligtümer — Deutsches Ahnenerbe.

Von Otto Nebel.

Wer, als Wilhelm Teudts „Germanische Heiligtümer“¹ 1929 in erster Auflage herauskamen, für diesen Neuentdecker des größten altgermanischen Heiligtums — der Erternsteine — eintrat, galt bei den meisten Zünftigen als „Phantast“ wie dieser „laienhafte“ Forscher selbst; sind doch die Erternsteine in manchem nach 1929 erschienenen wissenschaftlichen Werk über die deutsche Vorzeit nicht einmal erwähnt! Neben den wissenschaftlichen Begnern waren es besonders kirchlich gebundene Kreise, die bewusst an der Tatsache dieses altgermanischen Heiligtums vorbeigingen, um die Erternsteinanlage nur als christliche Glaubensstätte gelten zu lassen. Die unter Leitung von Prof. Andree, Münster, 1934/35 vorgenommenen Untersuchungen haben nun alle entscheidenden Aufstellungen Teudts bestätigt. Ob seiner Verdienste um die Aufhellung unserer germanischen Vorzeit wurde deshalb auch Teudt vom Führer durch die Verleihung des Professortitels geehrt.

Mit den Erternsteinen — der Name bedeutet „Sternstein an der Egge“, ein Gebirgszug südöstlich des Teutoburger Waldes — ist uns tatsächlich das bedeutendste und schon als großartiges Naturdenkmal einzigartige altgermanische Heiligtum erhalten. Im einzelnen ist als Ergebnis der Forschungen Teudts

folgendes festzustellen: auf dem höchsten, etwa 30 m hohen Felsen war ein Heiligtum („Sacellum“), das im Gegensatz zur christlichen Ostausrichtung („Orientierung“!) nach Nordosten, d. h. auf den Sonnen- und Mondaufgangspunkt zur Sommer Sonnenwende geortet war. Bei der von Karl I. angeordneten Zerstörung des Heiligtums wurde nicht nur die Decke des Raumes und eine Wand abgesprengt, sondern auch die richtige Ortung durch Meißelung zerstört; stehengeblieben dagegen ist der vielleicht später, als der Raum als christliche Kapelle Verwendung fand, auch als Altar benützte Ständer vor der Nordostwand, der in altgermanischer Zeit wohl einen Schattenwerfer für die durch das Sonnenloch einfallenden Strahlen trug. Damit ist zugleich für die Zeit der Anlage, die nach den Grabungsergebnissen auf den Beginn unserer Zeitrechnung anzusetzen ist, einwandfrei auch hier eine wissenschaftliche himmelskundliche Betätigung unserer germanischen Vorfahren erwiesen. Für das urgermanische Gebiet ist nach O. S. Reuter der nachweisbare Beginn

¹ 4. Auflage, 1936, Verlag Eugen Diederichs, Jena, geheftet 6,50 RM., in Leinen 8,50 RM.

germanischer Himmelskunde bereits in das 4. Jahrhundert v. Zr. zu setzen. Auf der Spitze des genannten Felsens fand man ein kreisrundes Loch, das zweifellos als Sockel für die heilige Irminsul diente, jenes erhabene Sinnbild des Weltalls, das 772 von König Karl zerstört wurde. Die ungefähre Gestalt der Irminsul ist in dem sogenannten „Thronstuhl“ auf dem Flachbild der Kreuzabnahme unten am Felsen zu ersehen: hier ist von dem christlichen Künstler die geknickte Irminsul als Sinnbild des besiegten „Seidentums“ dargestellt. Daß die Irminsul, die uns als Weltesche Yggdrasil aus der Edda bekannter ist, sich trotz kirchlichen Zerstörungseifers in den verschiedensten Formabwandlungen allenthalben, selbst in Kirchen, erhalten hat, belegen die mannigfachen Zeugnisse der Volkskunst, der Wappenkunde u. a. m. Einen zweiten Weiheraum stellt die Felsengrotte dar, die offenbar Winter Sonnenwend- und Totenfeiern diente. Diese Zweckbestimmung ist sichergestellt durch die große Binderune , die doppelte Tyr-Rune, deren Bedeutung als Winter Sonnenwend- und Todesrune durch urnordische, frühägyptische Funde, durch das angelsächsische Runengedicht sowie ebenfalls durch Volkskunstdenkmäler bezeugt ist.

Ein drittes Weihum ist in dem „Felsensarg“ zu sehen, der sich in einer in einen

felsblock eingehauenen halbkreisförmigen Nische befindet. Das Weihum diente vermutlich der sinnbildlichen Grablegung: ein noch nicht restlos geklärt, den griechischen und christlichen Mysterienspielen entsprechendes gottesdienstliches Brauchtum. In diesen Fragenkreis gehören die allerdings mißverständlichen Bemerkungen des Tacitus über die Fesselung im Semnonenhain („Germania“, Kap. 39); in den weltlichen Bauhütten des Mittelalters und — zur Ehre Jehovas umgefälscht — in den Freimaurerlogen hat sich dies Brauchtum erhalten. Solche Felsengräber oder Sargsteine wie bei den Erternsteinen haben sich verschiedentlich in Deutschland, von der Kirche zu „Heiligengräbern“ umgedeutet, erhalten. Daß der Sinn der Glaubenshandlung auf Auferstehung, freilich nicht in christlicher Jenseitsauffassung, sondern in tiefsinniger Erkenntnis der ewigen

Wiedergeburt alles Seienden ging, wird durch die auf den felsblock eingeschlossene „Auferstehungs“-Rune X bezeugt, die sich schon in urnordischer Zeit auf Aschkrügen, im dritten Jahrtausend in Großgartach, im zweiten Jahrtausend in Orchomenos findet.

Die wieder aufgerichtete Irminsul.

Aber Teudt, der seine Forschung mit dem Blick aufs Ganze begonnen hatte und so jedes einzelne als Glied des Ganzen zu deuten vermochte, stellte auch fest, daß die Externsteine nicht sozusagen für sich an diesem allerdings wie von der Natur zu einem Heiligtum geschaffenen Platz sich befanden, sondern, daß sie Mittelpunkt einer ganzen heiligen Mark, des Osning (= Aßenmark) waren. Der Osning, der sich von den Lippequellen über den Südtteil des Teutoburger Waldes und die Senne nach Nordwesten erstreckt, war die heilige Mark für alle angrenzenden irminonischen, später sächsischen Stämme, die sich dort zur Begehung der großen Jahresfeiern trafen. Trotz allen Vernichtungs- und Verdunkelungstrebens seitens der Kirche lassen sich hier noch eine ganze Reihe altgermanischer Stätten nachweisen: so das Ostara-Heiligtum in Oesterholz, dessen Ortung zwar nicht, wie von Teudt ursprünglich angenommen, sicher ist, aber jedenfalls eine Wallburg mit einem Quellheiligtum war und wohl eine Pflegestätte himmelskundlicher Betätigung, also eine Art Gelehrtenschule darstellte, wie sie für wissenschaftliche Arbeit vorausgesetzt werden muß. In der Nähe von Oesterholz befanden sich weitere Heiligtümer: das Gudenu, das sich noch heute durch seinen Namen als Wotanshain ausweist (vgl. Godesberg am Rhein u. a.), das Eckelau (= Stutenhain), ein Gestüt heiliger Pferde, und das Langelau. Mit letzterem haben wir in völliger Entsprechung zu den altgriechischen Tempelbezirken eine gewaltige Renn- oder Kampfspielbahn von 15 ha Wallumfang vor uns. Daß unsere germanischen Vorfahren schon einige Jahrhunderte vor Olympia ihre „Olympiaden“ hatten, ist ja heute wohl allgemein bekannt oder sollte es doch sein. Von weiteren bedeutsamen Stätten des Osning erwähne ich nur die große umwallte Volksburg, die Teutoburg, wo jetzt das Hermannsdenkmal steht, und nach der das Gebirge benannt ist, die alte Thingstätte, das „Theotmali“, das Detmold den Namen gegeben hat, und die schon von Ptolemäus genannte Bundeshauptstadt „Teuderi“, das nachmalige Paderborn. Im Osning lag wohl auch jenes von Tacitus erwähnte Heiligtum der „Tamjana“, eine bisher unerklärte Bezeichnung, wozu Teudt eine neue Deutung bringt, die weiterer Untersuchung wert ist.

So ist es auch verständlich, warum gerade in diese Gegend, das „Herz Altgermanens“, immer wieder der Angriff von Westen zielte, warum aber auch hier der Widerstand am stärksten war: hier war es, wo die Römer sich blutige Köpfe holten, wo in den Jahren 9 und 16 n. Zr. germanischer Freiheitwille über römische Herrschaftsucht siegte; hier war es, wo ein zweiter Feldzug gegen altgermanische Volks- und Glaubensfreiheit zum fast völligen Erfolg und damit zur Vernichtung aller altgermanischen Heiligtümer führte. „Zerstört alle Orte, da die Geiden ihren Göttern gedienet haben; reißt um ihre Altäre, zerbrecht ihre Säulen, verbrennt mit Feuer ihre Haine und die Bilder ihrer Götter, zerschlaget und vertilgt ihre Namen aus denselben Orten.“ Diese Worte Jahwes (s. Moses, 12, 2) macht Kaiser Karl, den Einhart selbst „den Zerstörer aller sächsischen Heiligtümer“ nennt, bis zum äußerstmöglichen wahr. Und trotzdem hat letzten Endes der sächsische Herzog Widukind über den römischen Kaiser Karl gesiegt (A. Rosenberg).

Die Erforschung der deutschen Landschaft mittels Ortungslinien, von Teudt erstmalig zur Erörterung gestellt und vorbildlich zur Durchführung gebracht, wird wegweisend sein für die Feststellung weiterer zerstörter altgermanischer Heiligtümer, wie sie sich allerorten in Deutschland gefunden haben. Nur von wenigen Heiligtümern wissen wir bis jetzt viel mehr als Name und Lage: so kennen wir das große Semnonenheiligtum auf dem Siling (Jobten) in Schlesien, das wahrscheinlich in dem großen Suebenbund im Osten eine ähnlich überragende Stellung einnahm wie die Externsteine im westlichen Irminonenbund; hierher gehört die bereits oben angeführte Tacitus-Stelle. Wir kennen den Chriemhildensstuhl (Brunoldisstuhl) bei Dürkheim an der Saar, wo sich ebenfalls ein geortetes Sonnenheiligtum befand und wo eine Reihe altgermanischer Glaubenssinnbilder, darunter auch das Sonnenradkreuz mit Stab — der pfälzische „Sommertagsstecken“! — und die einfache Wintersonnwendene sowie springende Pferde festgestellt wurden. Ein weiteres, nicht nur aus dem Namen zu erschließendes altgermanisches Heiligtum befand sich auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, das durch römische Inschriften, durch die Benennung der christlichen Basilika nach St. Michael, dem Nachfolger Wotans, eindeutig als Heiligtum dieses Gottes bezeugt ist. H. Ch. Schöll hat wahrscheinlich gemacht, daß sich hier auch ein Felsengrab, ähnlich dem der Externsteine, befand, genauer: daß der noch jetzt in der dortigen Krypta befindliche Steinsarg ein solches altgermanisches Heiligtum darstellt. Wie die christlichen Heiligen Michael, Martin, Leonhard und Stephan vorzüglich Nachfolger Wotans sind, so Peter und Ulrich die Donars, um nur einige zu nennen; solche Benennungen von Kirchen und andern Örtlichkeiten weisen fast immer auf ehemalige altgermanische Heiligtümer hin. Die von Teudt erstmalig angewandte Forschungsweise, durch Feststellung von Ortungslinien zerstörte Heiligtümer zu erschließen, wird da gute Dienste tun. So hat W. Köhlig in Ostfriesland zeigen können, daß eine Reihe von heiligen Hügeln auf ein Sonnenwendkreuz, mit dem Upstalsboom als Mittelpunkt, festgelegt waren. Zu warnen ist natürlich vor einer unwissenschaftlichen Anwendung dieser Forschungsweise, die nur mit Hilfe von sternkundlichen Berechnungen zu sicheren Ergebnissen führen kann.

Mit der Frage der altgermanischen Heiligtümer hängt eine andere eng zusammen, die Frage: hatten die Germanen auch Gotteshäuser? Bekanntlich hat Tacitus mit seiner Feststellung, daß die Germanen es verschmähten, ihre Götter in Mauern einzuschließen, durchaus richtig gesehen, und alles, was wir von den Gottesvorstellungen und dem Gottesdienst unserer Vorfahren wissen, widerspricht der Annahme von Gotteshäusern. Nur auf Island haben sich aus der Sagazeit einige Reste von Bauten erhalten, deren Anlage der der nordgermanischen Fürstenhalle gleicht, die aber in ihrem hinteren Teil einen dem Chor der christlichen Kirche entsprechenden Raum für gottesdienstliche Zwecke, das „afhus“ aufweist; aber hier kann christlicher Einfluß vorliegen. Außerdem werden neuerdings — von S. Wille — die gewaltigen „Hünenbetten“ in der Ahlhorner Heide als große Gotteshäuser, in denen sich die Gemeinde zur Begehung der Wintersonnwendfeier

versammelte, angesprochen. Diese Annahme kann eine Stütze in der Tatsache finden, daß im Germanischen zwei dem lateinischen templum entsprechende Ausdrücke „harg“ und „alah“ vorliegen; da dies keine mit dem Christentum eingedrungenen Lehnwörter sind, muß dem Wort auch die Sache entsprochen haben; aber auch hier ist die andere Deutung, nämlich daß nur der heilige Bezirk, was auch das griechische *τεμενον* besagt, gemeint sei, möglich. Daß für die Aufbewahrung gottesdienstlicher Geräte — Wagen, Kessel, Sinnbilder wie Sonnenscheibe, Feuerräder u. a. — geschlossene Räume benutzt wurden, ist mit Sicherheit anzunehmen, vgl. Altbachtal bei Trier. Zu einer befriedigenden Lösung der Frage ist man noch nicht gekommen.

Noch heute nachweisbare Ringwälle einerseits, nach christlichen Heiligen (s. o.!) oder nach dem Teufel und den Hergen genannte Stätten, besonders Berggipfel, andererseits dürften hauptsächlich Wegweiser für die weitere Feststellung altgermanischer Heiligtümer sein. Bekanntlich werden noch bis in die neueste Zeit die Ringwälle von manchen Forschern nur als keltische und auch germanische „Fluchtburgen“ angesprochen; daß sie das auch, besonders im Grenzgebiet, waren, ist nicht zu bestreiten, aber jedenfalls bei den Germanen waren sie zuerst und hauptsächlich Wallburgen, d. h. umwallte heilige Stätten, die dem Gottesdienst, dem Thing und oft auch der Bestattung dienten. Zu ihnen wallfahrte das Volk in „heidnischer“ wie in christlicher Zeit; in der Burg waltete die Seherin — vergleiche *Veleda, Wala!* — ihres Amtes: von ihr leitet die nur in germanischen Ländern verehrte christliche Heilige Walpurgis Namen wie Wesen ab; ihr „Tag“ ist bezeichnenderweise der 1. Mai; so lassen auch die Walpurgis-Kapellen mit Sicherheit auf altgermanische Heiligtümer schließen. Germanische Wallburgen stellen u. a. die Teutoburg sowie die Herlingsburg, etwa 40 km östlich Detmold, im alten Cheruskerland, dar; am Fuße dieser letzteren vermutet man auch wohl mit Recht das *Allod Armins*, des ersten großen Staatsmannes und Feldherrn der deutschen Geschichte. Gerade auf diesem, von manchen Forschern nur zaghaft und mit Widerstreben betretenen Gebiet bringt Teudt grundlegende Erörterungen und Fragestellungen; er erschließt damit zugleich neue Wege in der Erforschung altgermanischen arzeitigen Glaubens- und Geisteslebens überhaupt. Hier wird eine vom germanisch-deutschen Blickpunkt ausgehende Volkskunde durch Zurückführung späteren, christlich überdeckten deutschen Brauchtums auf seine germanischen Wurzeln, besonders auch durch Flurnamenforschung der Vorzeitkunde

wertvollste Dienste leisten können. Wie freilich der Begriff „arzeitiges Volkstum“ in der Volkskunde von der „anderen“ Seite zur Tarnung des Kampfes gegen die Aufhellung unserer Vorzeit benutzt wird, zeigt etwa das kürzlich erschienene „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von Erich und Beitzl, das mehr römischer Verdunkelung als deutscher Aufklärung zu dienen geeignet ist. Über die nun schon über ein Jahrtausend währende Verdunkelung unserer Vorzeit gibt wertvolle Belege der letzte, zusammenfassende Abschnitt in Teudts Buch, „Germanisches Kulturbild“ überschrieben, der vielen erst die Augen öffnen wird über die bisherige, 3. T. planmäßig, 3. T. unbewußt getätigte Geschichtsklitterung, unter der deutsche Forschung bis heute zu leiden hat.

Seit 1935 ist nun Teudts jahrelang geführter Kampf um die Wiederentdeckung germanischer Heiligtümer auf eine breitere Grundlage gestellt. Im Sommer 1935 fand die erste SS.-Grabung statt: „nicht um der Wissenschaft in irgendeiner Form Konkurrenz machen zu wollen“, wie der Reichsführer SS., Himmler, damals ausführte, „sondern weil wir mit der Wissenschaft zusammen weltanschauliche Dinge suchen wollen“. Die Ausgrabungen der SS. haben sich die Schaffung der lebendigen inneren Beziehung des heutigen Deutschland zum überlieferten Ahnenerbe zum Ziel gesetzt, und die zu diesem Zweck geschaffene Vereinigung „Deutsches Ahnenerbe“ sucht dies nun nicht nur in Wort, Schrift und Bild zu erreichen, sondern durch Wiederherstellung altgermanischer Heiligtümer oder sonst bedeutsamer Orte als Gedächtnis- und Feiertstätten zur Tat werden zu lassen: ich nenne außer den Externsteinen, die eine der vornehmsten deutschen Weihstätten werden sollen, und dem Chriemhildensstuhl den Sachsenhain bei Verden, wo 4500 Findlinge an die Blutzengen des Kampfes um altgermanische Volks- und Glaubensfreiheit erinnern sollen, die Erdenburg bei Köln als Sinnbild der Kräfte, die das römische Weltreich zerschlugen, den Bärhorst bei Nauen als Beispiel altgermanischen dörflichen Gemeinschaftslebens, die Alt-Christburg bei Elbing als Zeldenmal von Sieg und Untergang im Kampf gegen den Feind von Osten.

Diese und andere Stätten werden damit nicht nur als Erbe unserer Ahnen gesichert und unter den an sich notwendigen Denkmalschutz gestellt, um dann als „Altortümer“ aufgesucht und bewundert zu werden — nein: diese Stätten sollen zugleich Mahnmale sein, die uns die Verpflichtung zum Kampf um unser Ahnenerbe auferlegen. Mögen alle, die den Ruf vernehmen und guten Willens sind, in die Front eintreten!

Wir sind Glieder eines Volkes, Glieder auch in einer Kette von Geschlechtern, und es ist uns bestimmt, von der Vergangenheit der Zukunft entgegenzuschreiten. Die Bildung soll so beschaffen sein, daß sie uns diesen Weg in den Zusammenhängen unseres Volkstums erleuchtet und ins Schaubild erhebt.

Ernst Krick.



Abb. 1. Professor J. Naue, „Eberusker“
(Wandtafel der älteren Art)



Abb. 2. W. Petersen, „Germanische Tracht der
Bronzezeit“ (Trachtenbild moderner Auffassung)



Abb. 3. H. Friedrich, „Handwerk
und Handel zur Bronzezeit“

Abb. 4. A. Hoffmann,
„Leichenverbrennung bei den
Germanen um Chr. Geb.“



Anmerkung zu den Abbildungen: Die Klischees 2 bis 7 stellte der Schulbilderverlag F. E. Wasmuth, Leipzig, das Klischee 8 der Verlag Pestalozzi-Fröbel, Leipzig, liebenswürdigweise zum Abdruck zur Verfügung.

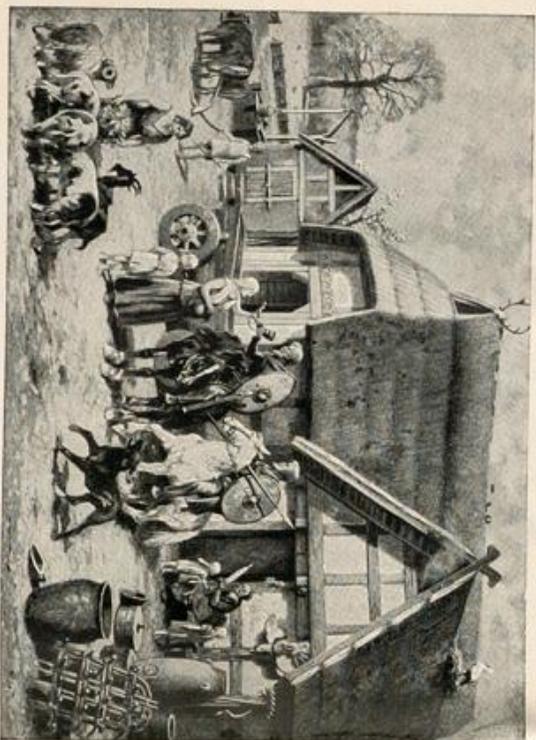


Abb. 5. „Germanisches Gehöft um Chr. Geb.“

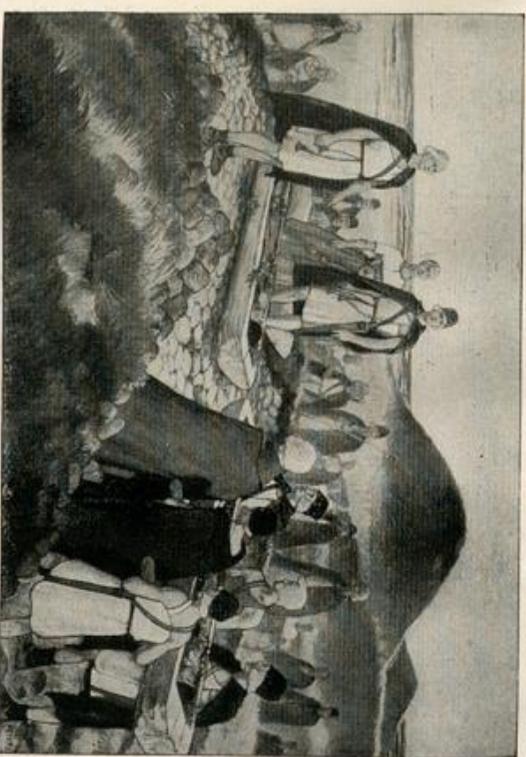


Abb. 6. M. Petersen, „Saunfärbefartung zur Bronzezeit“



Abb. 7. M. Petersen, „Bau eines Großsteingrabes“

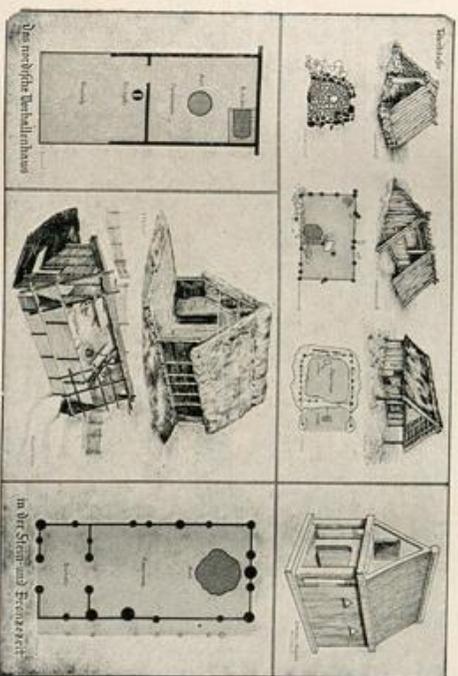


Abb. 8. M. Kadig, „Germanisches Siedlungswesen (Das nordische Wohnhaus in der Stein- und Bronzezeit)“

Schulwandbilder für den Vorgesichtsunterricht¹

Wandtafel oder Lichtbild, das ist eine der vielbesprochenen Fragen bezüglich des Anschauungsmaterials, ohne welches wir im Vorgesichtsunterricht nun einmal nicht auskommen können. Oft entscheidet diese Frage die einfache Tatsache, daß ein Projektionsapparat nicht vorhanden ist und wegen der verhältnismäßig hohen Kosten nicht beschafft werden kann. Da tritt dann selbstverständlich das großformatige Wandbild in die Lücke und vermittelte die notwendige Anschauung. Ist das Wandbild aber tatsächlich nur da am Platze, wo Lichtbilder nicht beschafft werden können? Zweifellos sind für den Unterricht die leicht auswechselbaren Lichtbilder, die die ganze Vielseitigkeit unseres Fundstoffs zeigen können von unschätzbbarer Bedeutung und letzten Endes unerlässlich (Vorlegeblätter, Abbildungen in Büchern und dergleichen sind nur ein Notbehelf). Wie aber verhält es sich mit dem sog. Lebensbild oder dem Trachtenbild, d. h. mit der Rekonstruktion, die aus den vielen Funden ein geschlossenes Bild zusammenfügt? Zweifellos kann auch ein solches durch Projektion vorgeführt werden. Das Wandbild aber scheint mir hier viel geeigneter. Das Lichtbild ist in der Regel einfarbig, ein Mangel, den man vor allem bei der Vorführung in niederen Klassen empfindet. Vor allem aber ist das Lichtbild nur beschränkte Zeit sichtbar, während man das Wandbild als Wandschmuck beliebige Zeit in einem Klassenzimmer hängen lassen kann. In längerer Zeit aber erst prägt sich ein Bild mit allen Einzelheiten dem Gedächtnis der Schüler ein und formt so dessen Vorstellung von der Vorzeit und vom Aussehen der germanischen Vorfahren.

Diese Vorstellung zu formen ist eine der Hauptaufgaben des Wandbildes, dessen Gestalten sich ein ganzes Leben hindurch stets mit dem Begriff „Germanen“ verbinden sollen. Dies ist ja schließlich der Grund, weswegen wir heute noch auf der Bühne die merkwürdigsten Germanengestalten sehen können, und weswegen sich heute noch oft mit dem Begriff Germanen ein flügel- oder hörnergeschmückter Helm, ein derbes, vollbärtiges Gesicht und andere Requisiten einer falschen Vorstellung verbinden. Jahrelang wurden uns in unserer Jugend derartige Gestalten als Germanen vorgeführt und heute, da wir sie aus unserer Vorstellungswelt zu verdrängen suchen, tauchen sie aus einem unkontrollierbaren Unterbewußtsein immer und immer wieder auf.

Wenn jedoch ein Wandbild sich tief und unauslöschlich dem Gedächtnis der Schüler einprägen soll, um so auf

¹ Verfasser ist den Verlagen für Übersendung des notwendigen Materials, vor allem auch von Abb. der älteren Tafeln, zu großem Dank verpflichtet. Wenn Verfasser an manchen der älteren Tafeln kritische Bemerkungen anknüpft, so geschieht das nicht in Verkennung der durch die Verlage geleisteten Arbeit, sondern im Gegenteil um den Fortschritt der neueren Bilder deutlich werden zu lassen.

alle Zeiten die Germanenvorstellung dieser Generation zu prägen, so erheben sich klar zwei Forderungen, die wir an das Wandbild zu stellen haben: Es muß erstens den neuesten Ergebnissen der Forschung Rechnung tragen und muß zweitens künstlerisch in jeder Hinsicht einwandfrei sein.

Von diesem Standpunkt aus ist es erfreulich, daß in der letzten Zeit eine Reihe von Bildern herausgekommen sind, die beiden Forderungen unbedingt gerecht werden.

Vor einiger Zeit ging durch die Presse die Nachricht, daß die NS.-Kulturgemeinde zusammen mit der nordischen Gesellschaft eine Wilhelm-Petersen-Ausstellung eröffnet habe. In seiner Eröffnungsansprache betonte Reichsleiter A. Rosenberg, daß Petersen hier in Zusammenarbeit mit dem Reichsbund für deutsche Vorgeschichte eine große Leistung vollbracht habe, indem er auf Grund exakter Funde Menschen und Wesen des Germanentums aus frühester Zeit wiederherstellte. Hier sei, so führte er weiter aus, aus innerem Persönlichkeitswert ein ganz neues Menschengeschlecht geformt worden, das zwar in den großen Liedern und Dramen des deutschen Volkes lebendig sei, das aber seine bluthafte Darstellung in neuerer Zeit noch nicht gefunden habe.

Der Hand dieses Malers entstammt auch eine Reihe neuerdings erschienener Wandtafeln zur deutschen Vorgeschichte. Hier ist wirklich einmal der Grundsatz durchgeführt, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug ist. Es war ein langer Weg, bis dies Ziel erreicht wurde, deshalb lohnt sich heute ein kurzer Rückblick.

Die ältesten, mir bekannten Wandtafeln sind eine Reihe von Professor Julius Naue gezeichneter Tafeln. Heute muten uns diese — hauptsächlich als Trachtenbilder gedachten — Darstellungen (Abb. 1) höchst seltsam an. Und doch dürfen wir nicht vergessen, daß sie von einem um die Vorgeschichtsforschung wohlverdienten Gelehrten entworfen sind. Vieles, was wir heute an trachtlichen Einzelheiten kennen, mußte damals noch die Phantasie ersetzen. Dazu kommt noch der eigenartige und uns heute ganz fremde Jugendstil der Bilder. Es ist verständlich, daß solche Gestalten dem Beschauer letzten Endes fremd blieben. Ganz deutlich wird die Spanne, die uns von solchen Bildern trennt, wenn wir Trachtenbilder aus der neuesten Zeit, die von Wilhelm Petersen gemalten Tafeln (Abb. 2) gegenüberstellen. Schlichte und gerade Gestalten zeigen sich uns hier im Gewand ihrer Zeit. Wir wollen nicht diejenigen Dinge in den Vergleich mit hereinziehen, die uns die Wissenschaft inzwischen geliefert hat, denn für sie ist der Zeichner nicht voll verantwortlich zu machen. Wir wollen nur die innere Haltung dieser Gestalten vergleichen: Bei Naue theatralischer Ausdruck, pathetische Geste, kurz unnatürliche

und unwahre Gestalten, die nie gelebt haben können und dagegen die herrlich lebenswahren Charaktertypen der Bilder von Petersen, die uns fast körperlich entgegenreten. Es ist auch bekannt, daß Petersen wirkliche Gestalten aus seiner friesischen Heimat Vorbilder zu seinen Germanen waren. Und so wie die gezeigten Menschen wirklich leben, so sind auch die Einzelheiten der Tracht nach der Wirklichkeit, das heißt streng nach den vorhandenen Funden gezeichnet. Wir erkennen im vollsten Maße die große Leistung an, die in der Vereinigung von strengster und exaktester Wiedergabe der Wirklichkeit mit den künstlerischen Gesichtspunkten liegt, eine Leistung, die nur einem bedeutenden Künstler gelingen konnte. Mit der Betrachtung dieser Trachtenbilder haben wir Anfang und Ende der Entwicklung des vorgeschichtlichen Schulwandbilds charakterisiert, eine Entwicklung, deren Zwischenglieder wir schön bei einer anderen Art von Wandtafeln, dem Lebensbild aus der Vorzeit, verfolgen können.

Eine Vorstufe bilden hier jene — heute Gott sei Dank ganz verschwundenen — Wandbilder, die phantastische Gemälde der romantischen Periode wiedergeben und nur geeignet sind, das Märchen von der Kulturlosigkeit der Germanen zu verbreiten. Besonders beliebt waren auch Darstellungen der Bekehrung der Germanen zum Christentum, Bilder also, die jenen Zeitpunkt darstellten, bei dem nach einer alten Auffassung die germanische Geschichte überhaupt erst beginnt.

Die Entwicklung der Vorgehichtswissenschaft, von der rein materialsammelnden Altertumskunde zur Geschichtswissenschaft, die ein Gesamtbild germanischer Kulturhöhe entwirft, zeigt sich ebenso deutlich in den Schulwandbildern, wie die Wendung des Hauptinteresses der Forschung vom allgemein kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt mit stark ethnologischem Einschlag hin zur Wissenschaft mit klaren nationalen Aufgaben und Zielen.

Bevorzugt wurden in alten Darstellungen Perioden wie die Altsteinzeit, die Jungsteinzeit, die Bronzezeit usw. Man wollte hierbei nicht so sehr die volkliche Entwicklung zeigen, als vielmehr „den kulturellen Fortschritt“. Man wollte, das wird vor allem deutlich, wenn man solche Bilder zusammenstellt, nicht etwa zeigen, wie unser germanisches Volk durch alle diese Entwicklungsstufen hindurch stets eine eigene und artgemäß geprägte Kultur besaß. Man legte keinen Wert darauf die Germanen, Kelten, Illyrer usw. durch die verschiedenen Zeiten hindurch zu zeigen, man wollte vielmehr den allgemeinen kulturellen Fortschritt der Menschheit vorführen. So ist naturgemäß auch das stoffliche Interesse vorwiegend und tritt auf diesen älteren Tafeln deutlich hervor. Jedes Bild ist ausgefüllt mit möglichst vielen und möglichst deutlichen Einzelheiten aus der dargestellten Kulturperiode.

Altsteinzeitliche Höhlensiedler etwa werden in allen Betätigungszweigen ihres Lebens auf einem Bild vereinigt. Oder man sieht den jungsteinzeitlichen Menschen eine steinerne Lanzenspitze mit Bast an einem Holzschäft befestigen, eine Frau reibt daneben Korn, im Hintergrund spielen sich Jagd, Fischfang und Ackerbau ab. Alle aus der Jungsteinzeit bekannten Gegenstände liegen oder stehen irgendwo herum, und ganz im Hintergrund fehlt auch das Grab nicht.

Um möglichst viele Einzelheiten auf eine Tafel zu bekommen, nahm man selbst gewisse Unrichtigkeiten in Kauf. Während man nach der Gefäßform, die auf der Tafel dargestellt ist, auf eine Siedlung der Donaukultur schließt, die bekanntlich im Süden zu Hause ist, gehört das Großsteingrab im Hintergrund deutlich zur nordischen Steinzeitkultur. Hier sind also Dinge, die sich gegenseitig ausschließen, auf einer Tafel vereinigt.

Auch auf dem Bild „Handwerk und Handel zur Bronzezeit (Abb. 3) treffen wir noch diese Überfülle an Einzelheiten. Während sich im Vordergrund der gesamte Vorgang des Bronzegusses abspielt, feilschen weiter hinten Händler um ihre Waren. Fast kein Gegenstand der Bronzezeit fehlt auf diesem Bild.

Für den Unterricht sind diese Bilder trotz der herausgestellten Mängel immerhin zu brauchen. An ihnen läßt sich gut der Gebrauch der einzelnen vorgeschichtlichen Geräte erklären. Diese Bilder geben wohl einen Einblick in das Leben und Treiben einer bestimmten Kulturperiode. Unsere zu Anfang gestellten Forderungen erfüllen sie aber nicht. Sie bleiben dem Beschauer letzten Endes fremd und wirken durch die Häufung der Einzelheiten gesucht.

Einen deutlichen Schritt über diese Bilder hinaus stellen drei andere Wandtafeln dar:

1. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit).
2. Leichenverbrennung eines Germanen um Christi Geburt (Abb. 4).
3. Germanisches Gehöft um Christi Geburt (Abb. 5).

Hier steht deutlich nicht mehr so sehr die kulturelle Entwicklung im Vordergrund, als der Wunsch, Ausschnitte aus dem germanischen Gemeinschafts- und Familienleben aller Zeiten zu zeigen. Zwar ist das Bestreben immer noch erkenntlich, möglichst viel exakt gezeichnetes Fundmaterial ins Bild zu bringen. Ebenso deutlich aber ist die zwanglose Unterordnung dieses Fundstoffs unter eine Einheit des Bildes, die in der dargestellten Handlung zum Ausdruck kommt und damit das deutliche Vorherrschende des künstlerischen Gesichtspunktes. Das letztgenannte Bild stammt von dem bekannten Illustrationsmaler A. Hoffmann.

Den letzten und entscheidenden Schritt tun schließlich die von W. Petersen ausgeführten Bilder:

1. Bau eines Großsteingrabes (Abb. 7).
2. Germ. Baumsargbestattung zur Bronzezeit (Abb. 6).
3. Germanen auf der Wanderung um die Zeitwende.

Klar tritt auf diesen Bildern der künstlerische Gesichtspunkt in den Vordergrund und beherrscht nach jeder Richtung die Bildgestaltung. Alle Überladenheiten sind vermieden.

Nicht mehr prähistorisches Einzelwissen vermitteln uns Petersens Bilder, sondern sie zeigen lebendig den nordischen Menschen in seiner Landschaft. So sind diese in Farbgebung und Komposition gleich vollendeten Tafeln weit über den rein lehrhaften Zweck der Schulwandbilder hinaus ein hervorragend schöner Wandschmuck. Hier treten uns nicht mehr Menschen, die wir als unsere Vorfahren anerkennen sollen, in einem merkwürdigen und uns fremd anmutenden Gewand entgegen. Die schlichte und klare Haltung dieser Gestalten läßt in uns über die zeitbedingten Unterschiede des Äußeren eine innerliche Verbundenheit ge-

fühlsmäßig lebendig werden. Hier sehen wir die Urbilder unserer Art und Rasse und freudig bekennen wir uns zu diesen Ahnen.

Wir begrüßen es dankbar, daß gerade heute, wo die Vorgeschiede sich ihren Platz im deutschkundlichen Unterricht erobert, Forscher und Künstler in gemeinsamer Arbeit uns ein Anschauungsmaterial von solchem Wert gegeben haben.

Versuchen die bisher beschriebenen Bilder ein abschließendes Gesamtbild einer Periode zu geben, so haben wir uns zum Schluß noch mit einer ganz anders gearteten Gruppe von Schulwandbildern zu beschäftigen, den Tafeln nämlich, die uns das vorgeschichtliche Fundmaterial selbst nahebringen wollen. Auch hier gibt es verschiedene Grundeinstellungen, die sich deutlich in der Art der Tafeln bemerkbar machen. Überholt sind heute diejenigen Tafeln, auf denen vorgeschichtliche Altertümer verschiedenster Art und Zeitstellung auf einem einzigen Blatt vereinigt sind. Die einzelnen Stücke werden dadurch oft so klein, daß sie schon bei geringer Entfernung nicht mehr genau erkannt werden können. Was sollen uns aber überhaupt derartige Tafeln voll Altertümern? Wir wollen heute doch nicht mehr prähistorische Altertumskunde vermitteln und aus den Schülern hervorragende Typenkenner machen. Wir wollen diese doch in die großen geschichtlichen Ereignisse der Vorzeit einführen und ihnen einen Eindruck von der Kulturhöhe der Vorfahren vermitteln, der sie erkennen läßt, daß unsere gesamte heutige Kultur auf denselben Grundlagen steht wie vor Tausenden von Jahren. Und hierzu können reine Typentafeln nichts beitragen. Es ist von diesem Standpunkt aus als bedauerlicher Rückfall zu bezeichnen, daß neuerdings vom römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz im Verlag E. Roth, Gießen, „Wandtafeln zur Urgeschichte von Hessen“ herausgegeben werden, die nichts als Bodenaltertümer periodenweise geordnet zusammenstellen. Was sollen denn Schüler sich mit toten — wenn auch für die wissenschaftliche Verständigung unbedingt notwendigen — Begriffen wie „Schalenknaußschwert“, „Lappenbeil“, „Zinkelsteinkeramik“ usw. abplagen, Begriffen, die mit dem lebendigen Geschehen der Vorzeit in keinerlei Zusammenhang stehen.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß der prähistorische Fundstoff ganz von den Schülern ferngehalten werden soll. Nicht die Tatsache, daß diese Tafeln solchen bieten, sondern nur die typologische Anordnung, die keinerlei Gesichtspunkte aufweist, müssen wir ablehnen. Die in folgenden besprochenen Tafeln ordnen stets das Material nach gewissen Gesichtspunkten zusammen. So die beiden Tafeln „Das Hakenkreuz in fünf Jahrtausenden“ und „Das Hakenkreuz als Symbol in der Geschichte“. Hier sind zwar auch Funde aus den verschiedensten Perioden zusammengestellt, doch wird der Wille deutlich, die Entwicklung und vielfache Verwendung des Hakenkreuzes in allen Zeiten, seinen Zusammenhang mit der nordischen Kultur und seine Verbundenheit mit dieser zum Ausdruck zu bringen. Bedauerlich ist es, daß hier von verschiedenen Verlagen zwei ganz ähnliche Tafeln geschaffen wurden, denn zur Anschaffung kommt nur eine von beiden in Frage.

Völlig neue Wege geht eine im Verlag Pestalozzi-Fröbel herausgekommene Reihe „Germanisches Siedlungswesen“, die von Prof. Dr. W. Radig bearbeitet ist (Abb. 8). Hier ist auf je einer Tafel ein einziges Motiv, etwa „Das nordische Vorhallenhaus“ oder „Das Haus der Ost- und Westgermanen“, „Der Burgenbau der Germanen“ vereinigt und verfolgt dessen Entwicklung. Über dem durch die wissenschaftliche Ausgrabung ermittelten Hausgrundriß stehen je die Wiederaufbauzeichnungen des betreffenden Hauses. So wird der wissenschaftliche Befund vorgelegt, zugleich aber in pädagogisch ausgezeichnete Weise dem Schüler das Verständnis für dessen Auswertung vermittelt. Die Bedeutung des Pfostenloches, jeder unscheinbaren Verfärbung des Bodens, und manche andere Einzelheit wird sofort klar. Hier gewinnen auch die sämtlichen Tafeln beigegebenen Erläuterungshefte große Bedeutung. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß die Erläuterungshefte der anderen Tafeln abzulehnen seien. Es ist aber verständlich, daß Trachten- und Lebensbilder in viel stärkerem Maße für sich selbst sprechen und deshalb kaum einer Ergänzung bedürfen, während die Tafeln zum Siedlungswesen gar nicht alle interessanten Einzelheiten bringen können. Da kommen denn die Erläuterungshefte zu Hilfe und zeigen die Inneneinrichtung eines solchen Hauses oder bringen bauliche Einzelheiten neben gesamten Dorfansichten, Ansichten von Ringwällen usw. Wieder anders fassen zwei Bilder das Problem der Materialtafel an: Eine ältere Tafel „Von der Urwelt bis zur Gegenwart“ stellt die gesamten kulturgeschichtlichen Perioden in ihrer zeitlichen Abfolge übereinander dar, wobei stets in der Mitte ein Lebensbild den allgemeinen Eindruck dieser Periode vermittelt, während rechts und links das wichtigste vorgeschichtliche Fundmaterial bzw. der rassistische Befund der Zeit dargestellt ist. (Vergleiche im übrigen, was zu der Tafel in der Einzelbeschreibung gesagt wurde.) Ähnlich ist die Tafel „Altnordische und germanische Grabstätten“, in der die verschiedenen Formen der Bestattung, Großsteingrab, Grabhügel usw. bis zur Schiffsbestattung der Wikingerzeit übereinander dargestellt sind, während wir links und rechts die bekanntesten und am meisten für eine Fundgruppe bezeichnenden Fundstücke abgebildet sehen. So wird auf beiden Tafeln der vorgeschichtliche Fundstoff in einen lebendigen Zusammenhang gestellt und verliert seinen nur musealen Charakter.

Ich brauche hier keine Worte darüber zu verlieren, daß alle neueren Tafeln wissenschaftlich einwandfrei sind, denn bekannteste Sachleute haben diese bearbeitet. Wenig zu sagen ist auch zu den schon kurz erwähnten Erläuterungsheften. Sie stellen die Tafeln in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang hinein und machen zugleich auf die Bedeutung aller dargestellten Einzelheiten aufmerksam. So dienen die Erläuterungshefte, die selbst bebildert sind, der Erweiterung und Vertiefung des Anschauungsbildes und sind ein unentbehrliches Hilfsmittel. Ihre sachliche Art zeigt, daß sie für den Lehrer gedacht sind. Sie wollen nicht den Unterricht selbst bestimmen, sondern nur dem Lehrer das notwendige Material an die Hand geben, diesem im übrigen selbst überlassend, wie er es benutzen will. Die Erläuterungen enthalten vor allem das Belegmaterial

zu den Rekonstruktionen und geben so einen Einblick in die unendlich mühevollste Kleinarbeit, die jeder der Tafeln zugrunde liegt. Es empfiehlt sich, gerade das Belegmaterial sich gut anzueignen, denn es ist eine Erfahrung, daß regelmäßig bei der Betrachtung der Bilder die Frage auftaucht: „Woher weiß man denn das alles so genau?“

Die am Schluß gegebene Zusammenstellung der Schulwandbilder für den Unterricht läßt uns in Süddeutschland die Berücksichtigung des heimatischen Bodens vermissen. Vor allem fehlen vollkommen Darstellungen der eisenzeitlichen Kelten. Es ist ja erfreulich, daß auch die Auswahl der vorgeschichtlichen Wandtafeln die allgemeine Blickrichtung auf die germanische Vorzeit zeigt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß nicht immer Germanen auf dem heute deutschen Boden gewohnt haben, daß die heutigen Volksgrenzen vielmehr das Ergebnis eines Jahrtausende währenden Ringens um den Lebensraum der Völker sind. Gerade diesen Gesichtspunkt können wir auf Grund der vorhandenen Bilder nicht herausarbeiten. Wir haben nicht die Möglichkeit, dem noch vielfach herumspukenden Märchen von den Kleinen und schwarzhaarigen Kelten ein Ende zu machen, nachdem Rassen- und Vorgeschichtsforschung längst erwiesen haben, daß wir uns die Kelten gewissermaßen als Vetter der Germanen, ebenfalls groß, blond und blauäugig vorstellen müssen. Gerade deshalb wäre eine Herausarbeitung der körperlichen und trachtlichen Unterschiede beider Völker eine wertvolle Aufgabe, die nicht einmal besonders schwierig wäre, da uns hier außer dem sehr zahlreichen Fundstoff viele antike Bildwerke zu Hilfe kommen. Auch zur Belebung und Vertiefung der Lektüre der antiken Schriftsteller wären eine oder mehrere Keltendarstellungen sehr erwünscht. Zur Illustrierung der von Cäsar ausführlich geschilderten Sueben und anderer germanischer Stämme haben wir erfreulicherweise gerade in unseren Tafeln reiches Material. Bei Petersens „Germanen auf der Wanderung“ ist zwar an einen

Vastarnenzug gedacht, doch kann das Bild durchaus zur Erläuterung des Zugs des Suebenkönigs Ariovist herangezogen werden. Selbst die Haartracht entspricht sich hier, obwohl es sich in einem Fall um Ost- im anderen um Westgermanen handelt. In die elbgermanische Heimat der Sueben versetzen uns das „Germanische Gehöft um Christi Geburt“ und die „Leichenverbrennung“. Die von den Sueben im Rheintal erbauten Häuser werden nicht anders ausgesehen haben als die heimatischen Bauten, und die Leichenverbrennung übten die Sueben noch lange Zeit. Kleine, nur dem Fachkenner bemerkbare Unterschiede sind hier nicht so wichtig wie das in beiden Fällen richtige Gesamtbild. Auch für die taciteischen Schilderungen der Germanen können wir diese Bilder noch heranziehen, und für die Schlacht im Teutoburger Wald bieten sie reiches Anschauungsmaterial. An Trachtenbildern ist für diesen Zeitraum nur eines vorhanden: „Germanen des ersten Jahrhunderts nach Christi.“

Die übrigen Bilder der Stein- und Bronzezeit kommen vor allem für den vorgeschichtlichen Unterricht in Betracht. Es ist erfreulich, daß gerade die Bronzezeit, jene Zeit der frühesten Blüte germanischer Kultur im Norden gut und reichlich vertreten ist. Eine andere sehr wichtige Periode aber müssen wir fast ganz vermissen, die Zeit der Völkerwanderung. Wo bleiben die Illustrationen die uns die geschichtlichen Gestalten des Nibelungenliedes im historisch richtigen Gewand zeigen? Wo die Bilder von den kühnen Fahrten der Wikinger?

Zeute ist der Stand der Schulwandbilder so, daß wir alles notwendige aus dem germanischen Norden bis etwa um die Zeitwende reichlich und gut vertreten finden. Für die spätere Zeit ist für den Norden nur sehr wenig, für den Süden gar nichts vorhanden. Wenn es gelingt, in Bälde diese Lücken zu schließen, haben wir in den Schulwandbildern eine allen Ansprüchen gerecht werdende Anschauungsreihe für den Vorgeschichtsunterricht.

Zusammenstellung und kurze Beschreibung der Wandtafeln zur deutschen Vorgeschichte für den Unterricht mit kritischen Bemerkungen.

Vorgeschichtliche Trachten.

1. Steinzeit (Bevölkerung der Großsteingräber). Maler Wilhelm Petersen, Wissenschaftl. Bearbeiter Prof. W. Schulz, Verlag Pestalozzi-Fröbel.

Zwei Männer, einer ausgerüstet mit Streitaxt, Pfeil und Bogen, den Jagdgeräten der Steinzeit, begleitet von einem Hund. Daneben Frau mit großem Tragegefäß. Trachten der Steinzeit sind bisher aus Funden nicht bekannt. Die dargestellte Tracht ist nach der der Bronzezeit rekonstruiert in der Voraussetzung, daß bei den ähnlichen kulturellen und klimatischen Bedingungen, die beide Zeiten beherrschten, die Tracht desselben Volkes sich nicht wesentlich verändert. Hat auch diese Annahme manche Wahrscheinlichkeit für sich, so ist doch m. E. sehr fraglich, ob man grundsätzlich das unveränderte Fortbestehen einer Tracht über einen Zeitraum von rund 500 Jahren hinweg annehmen kann. Es sei aber zugegeben, daß der beschriebene Weg überhaupt der einzige heute mögliche ist, zu einer Vorstellung der steinzeitlichen Tracht zu gelangen, und daß das Ergebnis mit den allgemeinen Vorstellungen von der jüngeren Steinzeit durchaus übereinstimmt.

2. Tracht der Bronzezeit. Maler Petersen, Bearbeiter Prof. W. Schulz, Verlag Pestalozzi-Fröbel.

3. Germanische Tracht der Bronzezeit (um 1600 v. d. Zv.). (Abb. 2.) Maler Petersen, Bearbeiter Prof. S. Keinerth, Verlag Wachsmuth.

Bild 2 und 3 entsprechen sich vollkommen. Es ist bedauerlich, daß hier fast gleiche Bilder erschienen sind, da eines von beiden für Unterrichtszwecke vollkommen genügt. Man hätte hier besser eines der noch fehlenden Bilder herausgebracht.

Zu beiden Bildern ist zu sagen, daß die Tracht der Bronzezeit sehr gut aus den Baumsargfunden belegt ist, die Bilder deshalb unbedingt zuverlässig sind. Selbst die Farbe stimmt mit dem, was man aus den Stoffüberresten über deren ehemalige Färbung noch erschließen konnte, überein.

4. Lurenbläser der jüngeren Bronzezeit (um 1000 v. Chr.). Maler Petersen, Bearbeiter Prof. W. Schulz, Verlag Pestalozzi-Fröbel.

Ein monumentales Gemälde, das einen Eindruck des schon früh entwickelten germanischen Musikwesens vermittelt. Die Tracht ist im wesentlichen gegenüber der der älteren Bronzezeit unverändert. Nur der südlich dunkelblaue Himmel über den nordischen Gestalten stört den Eindruck.

5. Germanen des ersten Jahrhunderts v. Chr. Maler Petersen, Bearbeiter Prof. W. Schulz, Verlag Pestalozzi-Fröbel.

Zwei Germanen aus dem Norden (Friesen) und zwei Germanen aus dem Süden (Sueben). Darstellungen auf römischen Bildwerken erleichtern hier die Wiederherstellung. Anschauungsbild zur Lektüre von Cäsar und Tacitus.

6. Germanische Tracht der Eisenzeit um 400 n. d. Z. Maler Petersen, Bearbeiter Prof. S. Keinerth, Verlag Wachsmuth. Diesem Bild aus der Zeit der Völkerwanderung sind Funde aus dem Norden zugrundegelegt. Zur Erläuterung des Nibelungenlieds und der anderen frühdeutschen Heldentlieder wären Entsprechungen aus Süddeutschland erwünscht.

Lebensbilder.

1. Höhlenleben der Altsteinzeit. Bearbeiter Prof. O. Zauser, Verlag Wachsmuth. Im Innern einer Höhle sind Menschen mit Steinschlagen, Abhäuten von Tieren, Bemalen der Höhlenwände und mit Zubereiten der Mahlzeit beschäftigt. Bild des älteren Charakters, in den Einzelheiten richtig aber künstlerisch wenig wertvoll.

2. Siedelung der Jungsteinzeit. Maler A. Kampf, Bearb. K. Moschkau, Verl. Wachsmuth. Im Text (S. 114) ausführlich behandelt.

3. Bau eines Großsteingrabs. Maler Petersen, Bearbeiter Dr. W. Hansen, Verlag Wachsmuth. (Abb. 7.) Landschaft an der Nordseeküste. Im Vordergrund ein fast fertiges Großsteingrab, das die baulichen Einzelheiten schön erkennen läßt, ohne sie aufdringlich zu zeigen. Deutlich wird die einfache und doch sinnvolle Technik gezeigt, mittels derer es möglich ist, daß verhältnismäßig wenig Menschen die schweren Steine transportieren und heben. Über das rein Lehrhafte hinaus ein wertvoller Wand schmuck.

4. Baumfargbestattung zur Bronzezeit. Maler Petersen, Bearbeiter Prof. S. Keinerth, Verlag Wachsmuth. (Abb. 6.) In nordischer Landschaft vollzieht sich die Bestattung, deren Einzelheiten sämtlich durch Funde gut belegt sind. Hier gilt was zu 3 gesagt wurde.

5. Germanische Sonnwendfeier der Bronzezeit. Bearbeiter Dr. J. Lechler, Verlag Wachsmuth. Das Bild vereint zwar viele Einzelheiten, doch findet diese Häufung eine zwanglose Erklärung durch die bei solchen Volksfesten übliche und auch dargestellte Menschenansammlung. Zeitiges Brauchtum ist der Handlung zugrunde gelegt.

6. Handwerk und Handel zur Bronzezeit. Maler S. Friedrich, Bearbeiter K. Moschkau, Verlag Wachsmuth. (Abb. 3.) Im Text beschrieben (S. 114).

7. German. Gehöft um Chr. Geb. (Abb. 5.) Bearbeiter Prof. W. Schulz, Verlag Wachsmuth. Im Text besprochen (S. 114).

8. Leichenverbrennung bei den Germanen um Chr. Geb. (Abb. 4.) Maler Prof. A. Hoffmann, Bearbeiter K. Moschkau, Verlag Wachsmuth.

Der Name des Malers Anton Hoffmann, der von zahlreichen historischen Illustrationen her bekannt ist, bürgt für künstlerisch und zugleich sachlich einwandfreie Darstellung. Das Bild gehört neben denen von Petersen zu den Wertvollsten. Es ist zu brauchen als Illustration zu den von Cäsar und Tacitus geschilderten Grabsitten der Germanen sowie zur Erläuterung der Totenfeier nach der Varusschlacht.

9. Germanen auf der Wanderung um die Zw. Maler Petersen, Bearbeiter Prof. W. Schulz, Verlag Wachsmuth.

Im Text erwähnt. Ochsenwagen mit Frauen und Kindern begleitet von Berittenen und Kriegern zu Fuß. Illustration für die gesamten Germanenzüge der frühen Zeit.

Stoffkundliche Tafeln.

1-3. Wandtafeln zur Urgeschichte von Hessen, herausgegeben von Röm.-Germ. Zentral-Museum zu Mainz u. d. Hess. Denkmalspflege f. d. Bodenaltertümer, Verlag E. Roth, Gießen.

Blatt 1: Ältere Steinzeit.

Jüngere Steinzeit, 1. Teil.

Blatt 2: Jüngere Steinzeit, 2. Teil.

Blatt 3: Bronzezeit.

Im Text besprochen (S. 115).

4. Das Hakenkreuz in fünf Jahrtausenden. Bearb. K. Moschkau, Verlag Wachsmuth.

5. Das Hakenkreuz als Sinnbild in der Geschichte. Bearb. Wilh. Scheuermann, Verl. Pestalozzi-Fröbel.

Beide Verlage haben hier zwei fast gleiche Tafeln erscheinen lassen, eine bedauerliche Tatsache in Anbetracht der noch vorhandenen Lücken. Beide Tafeln sind im Text besprochen (S. 115).

6-8. Germanisches Siedlungswesen.

Bearb. Dr. W. Kadig, Verl. Pestalozzi-Fröbel.

Tafel 1: Das nordische Vorhallenhaus in der Stein- und Bronzezeit. (Abb. 8.)

Tafel 2: Das Haus der West- und Ostgermanen.

Tafel 3: Der Burgenbau der Germanen u. ihrer Nachbarn. Die sehr wertvollen Tafeln sind im Text eingehend behandelt (S. 115).

7. Tafel der ur- und vorgeschichtlichen Entwicklungsstufen: Von der Urwelt zur Gegenwart.

Bearb. Prof. O. Zauser, Verlag Wachsmuth.

Vereinigung von Lebensbild und Typenbild auf einer Karte. Im Text besprochen (S. 115).

Dieses Bild zeigt besonders die verschiedenen Perioden der älteren Steinzeit. Es führt die Zeitstufen weiter durch bis zur nordischen Bronzezeit und zeigt als nächste Zeit die klassisch-antike (griechisch-römische) Periode. Über diesem steht dann die Neuzeit. Die merkwürdige, hier gezeigte Auffassung ist begründet in der Entstehungszeit der Tafel, als man versuchte, die humanistische Auffassung mit den neuen Erkenntnissen der Vorgeschichtsforschung zu vereinigen. Die ganze germanische Zeit unseres Landes fehlt dadurch gänzlich. Die Tafel entspricht somit nicht mehr den heutigen Bedürfnissen.

8. Altnordische und Germanische Grabstätten. Bearb. Prof. W. Schulz, Verlag Pestalozzi-Fröbel.

Gezeigt werden auf einer Tafel als Ansicht oder als Querschnitt folg. Bestattungsarten: Großsteingrab, Grabhügel d. frühen Bronzezeit, Baumfargbestattung, Fürstengrabhügel d. Bronzezeit (Seddin), Urnengrab und Brandschüttung, Körperbestattung, Schiffsgrab. Daneben die jeweils zugehörigen Funde. Im Text besprochen (S. 115).

(Die Verlage stellen auf Wunsch gern bebilderte Kataloge zur Verfügung.)

Der Hochschulbesuch in Baden

in den Jahren 1931 bis 1936.

Die äußeren Veränderungen, die an den Hochschulen in Baden seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus vor sich gegangen sind, beschränken sich nicht darauf, daß mit Beginn des Wintersemesters 1933/34 die Handelshochschule Mannheim in der Universität Heidelberg aufgegangen ist, daß im Wintersemester 1936/37 zu den Universitäten in Freiburg und Heidelberg und der Technischen Hochschule in Karlsruhe als neue die Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe hinzugekommen ist, und daß ferner die badischen Hochschulen auf das Reich übergegangen sind, sondern sie zeigen sich außerdem in einer rückläufigen Bewegung des Hochschulbesuchs. Dieser Rückgang ist so auffallend, daß eine nähere Untersuchung seines Ausmaßes nach verschiedenen statistischen Gesichtspunkten wohl gerechtfertigt ist. Dabei müssen wir jedoch von der Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe absehen, da ihre Eröffnung erst im Wintersemester 1936/37 erfolgte.

Im Durchschnitt der Sommersemester 1931, 1932 und 1933 studierten in Baden 9298 Personen, im Durchschnitt der Sommersemester 1934, 1935 und 1936 dagegen nur 5974, d. i. eine Abnahme der Zahl der Studierenden um 3324 oder um 35,8%. Im Winter ist der Rückgang der Besucherzahl an den Hochschulen nicht so stark wie im Sommer gewesen. So betrug in den Wintersemestern 1930/31, 1931/32 und 1932/33 die Durchschnittszahl der Studierenden 8885, in den Wintersemestern 1933/34, 1934/35 und 1935/36 aber nur 6590. Die Abnahme beträgt also 2295 oder 25,9%. Nach dieser Durchschnittsberechnung blühten also die Hochschulen in Baden im Sommer etwas mehr als ein Drittel, im Winter dagegen nur gut ein Viertel ihrer Besucherzahl ein.

Verschiedene Gründe sind an diesem Rückgang schuld. Wir erkennen in ihm zunächst die Auswirkungen des Einrückens der geburtschwachen Kriegsjahrgänge in das universitätsfähige Alter und der Einführung der Arbeitsdienst- und Wehrpflicht. Zweifellos hat ferner seit dem Jahre 1933 die Entspannung des Stellenmarktes durch die Einführung neuer höherer Berufe wie die Führerlaufbahn im Arbeitsdienst und die Ausweitung des Offiziersberufes in der Wehrmacht sowie die Berufsmöglichkeiten im Parteidienst auf eine Verminderung des Universitätsbesuches hingewirkt. Daneben haben aber auch wohl, wenn auch nicht in dem Umfange wie vielleicht vielfach angenommen wurde, das Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen vom 25. April 1933 und die im Sinne dieses Gesetzes erfolgte Aufklärung der Öffentlichkeit

dazu beigetragen. Um die im genannten Gesetze verankerte Absicht des Gesetzgebers zu verstehen, die Zahl der Studierenden wieder in Einklang mit den vorhandenen akademischen Berufsmöglichkeiten zu bringen, muß man sich die Lage des akademischen Stellenmarktes vergegenwärtigen, wie sie zu Anfang des Jahres 1933 aussah: Damals wurden im Deutschen Reich über 50 000 stellenlose Anwärter für akademische Berufe festgestellt, die unter Aufwand erheblicher Staatskosten voll ausgebildet waren.

Der Rückgang der Zahl der Studenten ist an den einzelnen Hochschulen in Baden nicht im gleichen Maße erfolgt. Am geringsten ist der Rückgang des Sommersemesterbesuchs in Freiburg gewesen. Hier betrug im Durchschnitt der Sommersemester 1931, 1932 und 1933 die Zahl der Studenten 3526 gegen 2641 im Durchschnitt der drei folgenden Sommersemester. Das ist eine Abnahme um 885 Studierende oder um 25,1%. In Heidelberg besuchten im Durchschnitt der Sommersemester 1931, 1932 und 1933 insgesamt 3675 Studenten die Universität, im Durchschnitt der Sommersemester 1934, 1935 und 1936 aber nicht mehr als 2604. Die Besucherzahl ist hier also um mehr als 1000 zurückgegangen (29,1%). In Karlsruhe ist der Rückgang der Besucherzahl am stärksten gewesen. Im Durchschnitt der Sommersemester 1931 bis 1933 besuchten die Technische Hochschule immer noch rund 1200 (genau 1197) Studierende, im Durchschnitt der Sommersemester 1934 bis 1936 dagegen nur noch 729. Prozentual ausgedrückt bedeutet das eine Abnahme von 39,1%. Legt man dem durchschnittlichen Winterbesuch als Berechnungsgrundlage die Wintersemester 1930/31, 1931/32 und 1932/33 einerseits, die Wintersemester 1933/34, 1934/35 und 1935/36 andererseits zugrunde, so ergibt sich für Heidelberg eine Abnahmeziffer von 10,4%, für Freiburg von 12,1% und für Karlsruhe von 32,7%.

Von den Semestern haben in erster Linie wohl infolge der Arbeitsdienstpflicht die Sommersemester 1935 bzw. 1936 die niedrigste Besucherzahl aufzuweisen. An der Universität Freiburg betrug im Sommersemester 1935 die Zahl der Studierenden 2576, an der Universität Heidelberg im Sommersemester 1936 sogar nur 2314. Bemerkenswert ist hierbei, daß an beiden Universitäten während der Sommerhalbjahre der ganzen Nachkriegszeit keine so niederen Besucherzahlen festgestellt werden konnten. Von den Wintersemestern hatte in Freiburg das Halbjahr 1935/36 mit 2557 Studierenden den niedersten Stand. Um einen ähnlichen Tiefstand der Besucherzahl zu finden, muß man so-

wohl bei Freiburg wie bei Heidelberg bis auf die Wintersemester 1926/27 bzw. 1927/28 zurückgehen. Die Technische Hochschule in Karlsruhe hatte im Wintersemester 1935/36 einen Rekordtiefstand von 707 Studierenden, im Sommersemester 1936 einen solchen von 638. Weder in der gesamten Nachkriegszeit, noch in der Kriegszeit und auch nicht unmittelbar vor dem Kriege ist die Technische Hochschule so schwach besucht gewesen wie in den genannten Semestern. Eine Besucherzahl, die ungefähr der heutigen entspricht, können wir erst im Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts feststellen.

Der Eindruck, daß die Hochschulen in Baden von der rückläufigen Bewegung der Besuchsziffern besonders stark betroffen seien, wird sehr abgeschwächt, zum Teil sogar ganz beseitigt, wenn man den Rückgang der Besucherzahlen an anderen deutschen Hochschulen betrachtet. Wenn wir z. B. den durchschnittlichen Hochschulbesuch in den Wintersemestern 1930/31, 1931/32 und 1932/33 mit dem in den Wintersemestern 1933/34, 1934/35 und 1935/36 vergleichen, dann ergeben sich für die einzelnen Universitäten, die in nachstehender Tabelle nach der Größe der relativen Abnahmeziffern geordnet sind, folgende Zahlen:

Universitäten	Zahl der Besucher im Durchschnitt der Wintersemester		Abnahme der Besucherzahl		Universitäten	Zahl der Besucher im Durchschnitt der Wintersemester		Abnahme der Besucherzahl	
	1930/31 bis 1932/33	1933/34 bis 1935/36	überhaupt	%		1930/31 bis 1932/33	1933/34 bis 1935/36	überhaupt	%
1	2	3	4	5	1	2	3	4	5
Frankfurt a. M.	3660	2098	1562	42,7	Bonn	5339	4006	1333	25,0
Leipzig	7096	4432	2664	37,5	Königsberg	3167	2387	780	24,6
Köln	5305	3422	1883	35,5	Tübingen	3158	2435	723	22,9
Göttingen	3549	2352	1197	33,7	Jena	2783	2205	578	20,8
Berlin	13719	9173	4546	33,1	Würzburg	3290	2650	640	19,5
Gießen	2013	1351	662	32,9	Münster	4227	3444	783	18,5
Greifswald	1670	1133	537	32,2	Erlangen	2104	1741	363	17,3
Marburg	3095	2105	990	32,0	Rostock	1780	1289	491	27,6
Hamburg	3695	2542	1153	31,2	Breslau	4384	3705	679	15,5
Halle	2446	1724	722	29,5	München	8756	7461	1295	14,8
Kiel	2396	1702	694	29,0	Freiburg	3356	2951	405	12,1
					Heidelberg	3099	2776	323	10,4

Auffallend ist an dieser Aufstellung, daß die drei Großstadtuniversitäten Frankfurt, Leipzig und Köln die höchsten Abnahmeziffern mit 42,7% bzw. 37,5% bzw. 35,5% aufzuweisen haben. Auch die Universität Berlin hat fast ein Drittel ihres Studentenbestandes eingebüßt. Die Zahl der eingeschriebenen Studenten betrug z. B. an der Universität Berlin im Wintersemester 1933/34 insgesamt 10 010, im Wintersemester 1934/35 7609 und im Wintersemester 1935/36 nur 6868. Dieser überaus große Rückgang der Zahl der Studierenden dürfte wohl eine Folge der Festsetzung von sogenannten Studentenhöchstziffern sein, die übrigens nicht nur für Berlin, sondern außerdem für einzelne weitere Großstadtuniversitäten, und zwar für Frankfurt, Köln, Leipzig, Hamburg, München und Münster vom Reichserziehungsministerium erstmals für das Sommersemester 1935 angeordnet wurden. Im Laufe der Nachkriegsjahre hatte sich, sehr zum Nachteil der Universitäten in den Mittelstädten, eine Überfüllung der Großstadtuniversitäten bemerkbar gemacht, die eine behördliche Regelung der Besucherzahlen erforderlich machte. Mit der Festsetzung der Studentenhöchstziffern wollte man erreichen, daß die Studenten in die kleinen und mittleren Universitäten und damit auf die Möglichkeit intensiverer Arbeit und engerer Verbindung zwischen Hochschullehrern und Studenten hingelenkt würden. Die nach örtlichen Gesichtspunkten planmäßige Steuerung des Universitätsbesuchs mag neben der natürlichen Anziehungskraft der badischen

Universitätsstädte dazu beigetragen haben, daß Freiburg und Heidelberg nach obiger Aufstellung die geringsten Abnahmeziffern (12,1% bzw. 10,4%) aufweisen. Diese im Vergleich zu anderen deutschen Hochschulen geringe Abnahme ist aber auch deshalb besonders begrüßenswert, weil die Universitäten in Baden in ihrer Eigenschaft als Grenzlandhochschulen die wichtige Mission eines kulturellen Bollwerks und geistigen Brückenkopfs zu den deutschsprachigen Gebieten der im Südwesten des Deutschen Reiches angrenzenden ausländischen Staaten zu erfüllen haben. Die beiden Universitäten können dieser Aufgabe nur dann dienen, wenn sie in ihrem Bestand zunächst durch eine möglichst große Zahl von Studierenden gesichert sind.

In weit größerem Maße als bei den Universitäten Freiburg und Heidelberg hat die allgemeine Entwicklung der letzten Jahre den Besuch der Technischen Hochschule in Karlsruhe nachteilig beeinflusst, weil die technischen Akademiker erfahrungsgemäß diejenigen Hochschulen bevorzugen, die im Gebiet gesicherter und infolgedessen großer und aufblühender Industrien liegen, was natürlich für eine im Grenzland liegende Hochschule wie die in Karlsruhe weniger zutrifft. Aber auch hier hat die Festsetzung von Studentenhöchstziffern den starken Rückgang der Besucherzahl wenigstens etwas abzubremsen vermocht, wie nachfolgender Vergleich der Abnahmeziffern an den einzelnen deutschen technischen Hochschulen zeigt:

Technische Hochschulen	Zahl der Besucher im Durchschnitt der Wintersemester		Abnahme der Besucherzahl		Technische Hochschulen	Zahl der Besucher im Durchschnitt der Wintersemester		Abnahme der Besucherzahl	
	1930/31 bis 1932/33	1933/34 bis 1935/36	überhaupt	%		1930/31 bis 1932/33	1933/34 bis 1935/36	überhaupt	%
	1	2	3	4		5	1	2	3
Dresden	3718	1949	1769	47,6	Karlsruhe	1283	867	416	32,4
Berlin	4635	2726	1909	41,2	Hannover	1764	1240	524	29,7
Stuttgart	1955	1223	732	37,4	Breslau	661	489	172	26,0
München	3975	2554	1421	35,7	Braunschweig . .	1026	766	260	25,3
Darmstadt	2226	1436	790	35,5	Machen	962	792	170	17,7

Demnach steht hinsichtlich der Abnahmeziffer Karlsruhe erst an sechster Stelle. Dagegen haben Berlin, Dresden und München, für welche Studentenhöchstziffern festgesetzt waren, neben Stuttgart die größten Abnahmeziffern aufzuweisen. Trotz der besonderen Umstände (verbesserte Berufs-

aussichten, Wehrpflicht, Arbeitsdienstplicht), die nach der Machtübernahme den Rückgang gerade der männlichen Studierenden zur Folge haben mußten, hat sich die Zahl der weiblichen Studierenden an den Hochschulen in Baden, wie nachstehende Übersicht zeigt, in noch stärkerem Maße verringert als die der männlichen.

Universitäten bzw. Geschlecht der Studierenden	Zahl der eingeschriebenen männlichen bzw. weiblichen Studierenden							
	Im Durchschnitt der Sommersemester		Abnahme		Im Durchschnitt der Wintersemester		Abnahme	
	1931 bis 1933	1934 bis 1936	überhaupt	in %	1930/31 bis 1932/33	1933/34 bis 1935/36	überhaupt	in %
1	2	3	4	5	6	7	8	9
Freiburg								
männliche Studierende	2729	2100	629	23,0	2608	2316	292	11,2
weibliche Studierende .	798	540	258	32,3	747	635	112	15,0
Heidelberg								
männliche Studierende	2888	2078	810	28,0	2475	2254	221	8,9
weibliche Studierende .	787	526	261	33,2	624	522	102	16,3

Die Zahl der eingeschriebenen männlichen Studierenden betrug also im Durchschnitt der Sommersemester 1931 bis 1933 in Freiburg 2729, im Durchschnitt der Sommersemester 1934 bis 1936 dagegen 2100, d. i. eine Abnahme von 629 männlichen Studierenden oder eine Abnahmeziffer von 23,0%. Die Zahl der weiblichen Studierenden in Freiburg ist im Durchschnitt der oben angegebenen Sommersemester von 798 auf 540 gesunken, m. a. W. die Zahl der Studentinnen ist hier sogar um 32,3% gesunken. Auch im Durchschnitt der Wintersemester ist der Rückgang der Zahl der Studentinnen im Verhältnis größer als der der Studenten gewesen; denn er betrug für jene 15,0%, für diese dagegen nur 11,2%. Ein ähnliches Bild ergibt sich an der Universität Heidelberg. Hier betrug der Rückgang der männlichen Studierenden im Durchschnitt der Sommersemester 28,0%, der der weiblichen Studierenden 33,2%, im Durchschnitt der Wintersemester 8,9 bzw. 16,3%.

Betrachtet man die Entwicklung des Hochschulbesuchs in den einzelnen Semestern getrennt nach dem Geschlecht der Studierenden, dann ergeben sich weitere interessante Feststellungen. Als Beobachtungszeitraum legen wir unserer Darstellung wiederum einige Se-

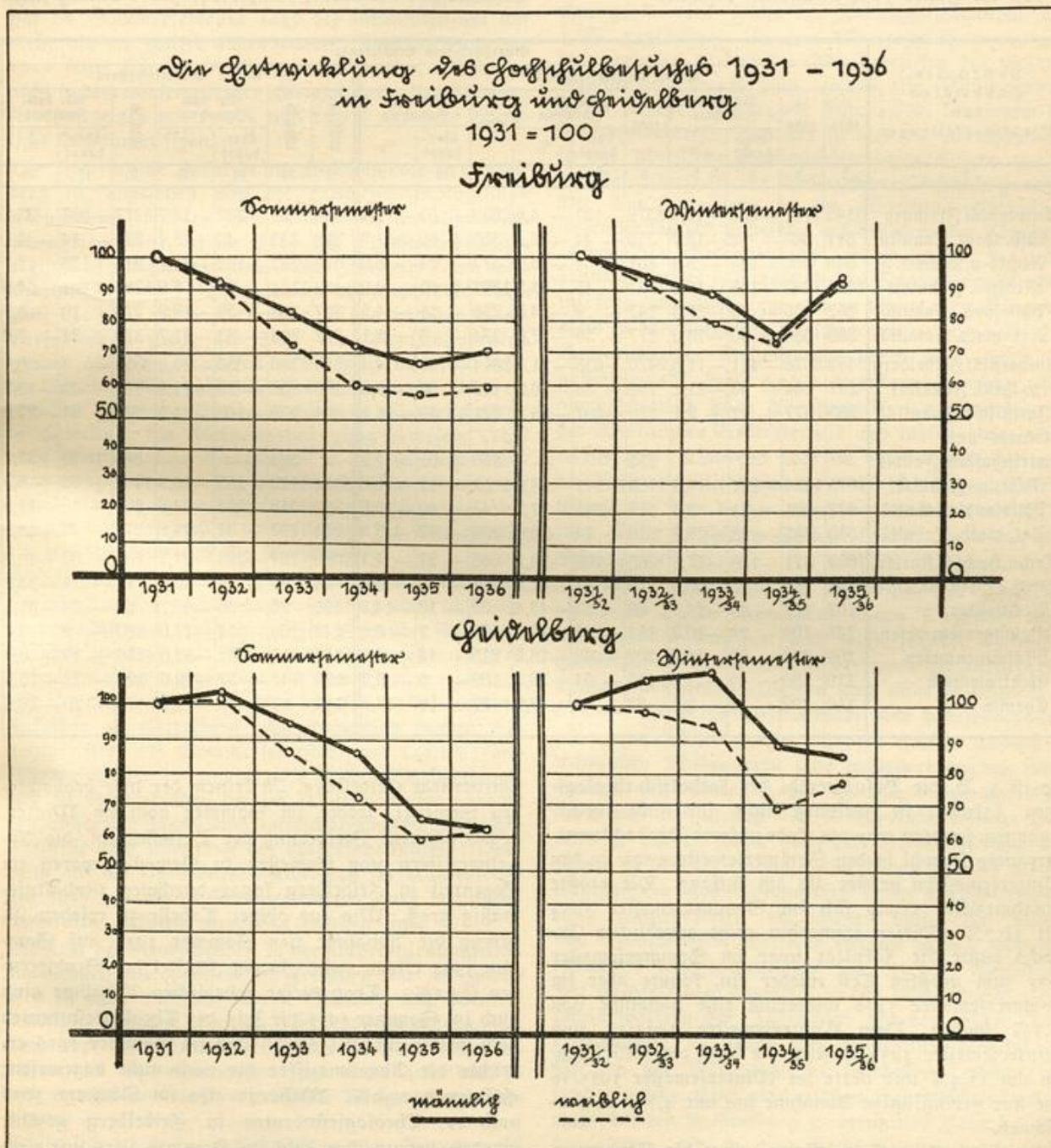
meister vor und einige Semester nach der Machtübernahme zugrunde, und zwar die Semester von Sommer 1931 bis einschließlich Sommer 1936. Der tatsächliche Stand der Besucherzahlen in den einzelnen Semestern ist nachfolgender Tabelle zu entnehmen.

Semester	Zahl der eingeschriebenen Studierenden			
	Universität Freiburg		Universität Heidelberg	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich
1	2	3	4	5
Sommersemester 1931 . .	2976	909	2888	813
Wintersemester 1931/32 . .	2680	779	2365	644
Sommersemester 1932 . .	2722	828	3009	826
Wintersemester 1932/33 . .	2502	709	2573	634
Sommersemester 1933 . .	2487	656	2767	722
Wintersemester 1933/34 . .	2386	618	2601	609
Sommersemester 1934 . .	2161	546	2490	588
Wintersemester 1934/35 . .	2044	578	2111	449
Sommersemester 1935 . .	2044	532	1938	482
Wintersemester 1935/36 . .	2518	709	2050	507
Sommersemester 1936 . .	2096	543	1807	507

Während bis zum Jahre 1931 die Zahl der männlichen und weiblichen Studierenden ständig im Steigen begriffen war, können wir vom Jahre 1932 ab eine zuerst langsame, dann aber schnelle Abwärtsbewegung der Besucherzahlen erkennen. Die männlichen Studierenden an der Universität Freiburg haben hinsichtlich ihrer Zahl in den Sommersemestern ihren tiefsten Stand mit 2044 im Sommersemester 1935, in den Wintersemestern mit derselben Zahl im Wintersemester 1934/35 erreicht. Auch der Tiefstand der Zahl der weiblichen Studierenden in den Sommersemestern liegt im Sommersemester 1935 mit 532, in den Wintersemestern im Wintersemester 1934/35 mit 578. An der

Universität Heidelberg steht unter den Sommersemestern das Halbjahr 1936 mit 1807 männlichen und 507 weiblichen Studierenden, unter den Wintersemestern das Halbjahr 1935/36 mit 2050 männlichen und 507 weiblichen Studierenden an letzter Stelle.

Ein noch besseres Bild von dem Verlauf der Entwicklung des Hochschulbesuchs gewinnt man, wenn man die Zahl der Studierenden der beiden Geschlechter im Sommersemester 1931 bzw. Wintersemester 1931/32 gleich 100 setzt, auf diesen Ausgangspunkt die Besucherzahlen der nun folgenden Semester berechnet und die gewonnenen Ergebnisse wie im nachstehenden Bild graphisch darstellt.



Statistik vom Land. Statistischem Landesamt

Der Verlauf der Kurven läßt deutlich erkennen,

1. daß das Tempo der Abwärtsbewegung bei den weiblichen Studierenden in Freiburg und in Heidelberg sowohl in den Sommersemestern wie in den Wintersemestern schneller als das bei den männlichen Studierenden gewesen ist;
2. daß die Abwärtsbewegung der Zahl der weiblichen und männlichen Studierenden in Freiburg und in Heidelberg in den Sommersemestern stärker war als in den Wintersemestern;
3. daß die Abwärtsbewegung in Freiburg in den Sommersemestern wie in den Wintersemestern früher, und zwar schon im Jahre 1932, eingesetzt hat als in Heidelberg, wo die Kurve der Besucherzahlen erst im Jahre 1933 abzufallen beginnt;

4. daß im Jahre 1936 die Zahl der männlichen und weiblichen Studierenden in Freiburg wieder zu steigen anfängt, während in Heidelberg diese Tendenz lediglich auf die Zahl der weiblichen, noch nicht aber auf die der männlichen Studierenden zutrifft.

Nachdem nun festgestellt ist, in welchem Maße sich der Rückgang der Gesamtbesucherzahlen an den Hochschulen in Baden gezeigt hat, liegt es nahe zu fragen, wie sich der Besuch der einzelnen Fakultäten bzw. Studienabteilungen nach der Machtübernahme gestaltete. Die Beantwortung dieser Frage ergibt, daß die Besucherzahlen der Fakultäten in sehr verschiedenem Maße auf die allgemein rückläufige Tendenz der Gesamtbesucherzahl reagiert haben, wie folgende Tabelle zeigt.

Hochschulen, Fakultäten bzw. Studienabteilungen	Eingeschriebene Studierende																
	in den Sommersemestern								in den Wintersemestern								
	1933	1934	Ab- bzw. Zunahme		1935	Ab- bzw. Zunahme		1936	Ab- bzw. Zunahme		1933/34	1934/35	Ab- bzw. Zunahme		1935/36	Ab- bzw. Zunahme	
			über- haupt	%		über- haupt	%		über- haupt	%			über- haupt	%			
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
Universität Freiburg	3143	2707	-436	-13,9	2576	-131	-4,8	2639	+63	+2,4	3004	2622	-382	-12,7	3227	+605	+23,1
kath. theol. Fakultät	311	363	+52	+16,7	319	-44	-12,1	355	+36	+11,3	299	339	+40	+13,4	325	-14	-4,1
Rechts- u. staatsw. F.	649	465	-184	-28,4	401	-64	-13,8	377	-24	-6,0	574	392	-182	-31,7	518	+126	+32,1
Medizin. Fakultät	1445	1287	-158	-10,9	1332	+45	+3,5	1397	+65	+4,9	1422	1324	-98	-6,9	1786	+462	+34,9
Philosoph. Fakultät	352	256	-96	-27,3	247	-9	-3,5	236	-11	-4,5	327	268	-59	-18,0	278	+10	+3,7
Nat.-math. Fakultät	386	336	-50	-13,0	277	-59	-17,6	274	-3	-1,1	382	299	-83	-21,7	320	+21	+7,0
Universität Heidelberg	3489	3078	-411	-11,8	2420	-658	-21,4	2314	-106	-4,4	3210	2560	-650	-20,2	2557	-3	-0,1
ev.-theol. Fakultät	297	234	-63	-21,2	196	-38	-16,2	143	-53	-27,0	259	230	-29	-11,2	187	-43	-18,7
Juristische Fakultät	565	577	+12	+2,1	270	-307	-53,2	221	-49	-18,1	464	355	-109	-23,5	274	-81	-22,8
Staats- und wirtschaftsw. Fakult.	-	-	-	-	255	-	-	350	+95	+37,3	-	303	-	-	381	+78	+25,7
Medizin. Fakultät	1675	1434	-241	-14,4	1163	-271	-18,9	1151	-12	-1,0	1374	1122	-252	-18,3	1161	+39	+3,5
Philosoph. Fakultät	622	601	-21	-3,4	318	-283	-47,1	243	-40	-12,6	850	318	-532	-62,6	280	-38	-11,9
Nat.-math. Fakultät	330	232	-98	-29,7	218	-14	-6,0	206	-12	-5,5	263	232	-31	-11,8	274	+42	+18,1
Techn.-Hochsch. Karlsr.	1059	871	-188	-17,8	665	-206	-23,7	638	-27	-4,1	1080	787	-293	-27,1	707	-80	-10,2
Math. u. allgem. bild. Fächer	41	26	-15	-36,6	15	-11	-42,3	7	-8	-53,3	44	26	-18	-40,9	12	-14	-53,8
Architektur	162	122	-40	-24,7	69	-53	-43,4	59	-10	-14,3	162	96	-66	-40,7	62	-34	-35,4
Bauingenieurwesen	233	209	-24	-10,3	182	-27	-12,9	175	-7	-3,8	243	209	-34	-14,0	200	-9	-4,3
Maschinenwesen	303	248	-55	-18,2	202	-46	-18,5	216	+14	+6,9	319	217	-102	-32,0	236	+19	+8,8
Elektrotechnik	210	166	-44	-21,0	115	-51	-30,7	109	-6	-5,2	199	142	-57	-28,6	120	-22	-15,5
Chemie	110	100	-10	-9,1	82	-18	-18,0	72	-10	-12,2	113	97	-16	-14,2	77	-20	-20,6

So ist z. B. die Besucherzahl der katholisch-theologischen Fakultät in Freiburg nicht nur nicht zurückgegangen, sondern war am Ende unseres Beobachtungszeitraums sowohl in den Sommersemestern wie in den Wintersemestern größer als am Anfang. Die größte Zunahmeziffer ergab sich im Sommersemester 1934 mit 16,7%. Diesen immerhin recht erheblichen Zuwachs büßte die Fakultät zwar im Sommersemester 1935 zum größten Teil wieder ein, konnte aber im Sommersemester 1936 wiederum eine Zunahme von 11,3% buchen. Vom Wintersemester 1933/34 zum Wintersemester 1934/35 stieg die Zahl der Studierenden um 13,4% und hatte im Wintersemester 1935/36 eine nur geringfügige Abnahme um nur 4,1% zu verzeichnen.

Eine ganz andere Entwicklung nahm die Studentenzahl in der evangelisch-theologischen Fakultät der

Universität Heidelberg. In keinem der hier beobachteten Semester, weder im Sommer noch im Winter, ergab sich eine Steigerung der Besucherzahl, die Abnahmeziffern von Semester zu Semester waren im Gegenteil in Heidelberg sogar durchweg verhältnismäßig groß. Wie aus obiger Tabelle zu ersehen ist, betrug die Abnahme von Sommer 1933 auf Sommer 1934 etwas mehr als ein Fünftel der Studierenden (21,2%). Trotz dieser erheblichen Abnahme ging auch im Sommer 1935 die Zahl der Theologiestudenten noch weiter zurück (16,2%) und im Sommer 1936 erreichte die Abnahmeziffer die noch nicht dagewesene Höhe von 27,0%. Während also im Sommer 1933 noch 297 Theologiestudenten in Heidelberg gezählt wurden, betrug ihre Zahl im Sommer 1936 nur noch 143. Sie war demnach auf etwas weniger als die

hälfte zurückgegangen. Eine ähnliche Entwicklung zeigt der Besuch der Wintersemester.

Auch die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät in Freiburg hatte in den Sommersemestern einen dauernden Rückgang der Zahl der Studierenden zu verzeichnen, der allerdings in den Semestern Sommer 1935 und Sommer 1936 zusehends schwächer wurde. Den Tiefstand der Studentenzahl bei den Wintersemestern zeigt das Halbjahr 1934/35 mit 392. Zum Vergleich sei angeführt, daß in den Wintersemestern kurz vor der Machtübernahme die Zahl der Studierenden in dieser Fakultät um 700 schwankte. Jedoch ist die Studentenzahl im Wintersemester 1935/36 gegenüber 1934/35 wieder um 126, d. i. um 32,1% gestiegen. In der juristischen Fakultät in Heidelberg hat im Sommersemester 1935 die Studentenzahl um mehr als die Hälfte abgenommen. Auch im Sommer 1936 setzte sich der Rückgang noch weiter, allerdings nicht in dem vorsemestrigen Ausmaß, fort. Die Wintersemester zeigen mit 23,5% und 22,8% ebenfalls erhebliche Abnahmeziffern.

Die medizinische Fakultät in Freiburg wie in Heidelberg ist, abgesehen von der katholisch-theologischen Fakultät in Freiburg jene, bei der sich die allgemeine Abnahmetendenz in der Zahl der Studierenden am geringsten ausgewirkt hat. Bei Freiburg kann man nur im Sommer 1934 von einem nennenswerten Rückgang (10,9%) reden, aber schon in den nächsten Sommersemestern steigt die Zahl der Medizinstudenten wieder an. Sogar auffallend hoch ist mit fast 35% die Zunahme der Zahl der Studierenden im Wintersemester 1935/36. Etwas nachhaltiger ist allerdings in Heidelberg die Rückgangsbewegung gewesen. Nach nicht unerheblichen Rückgängen in den Sommersemestern 1934 und 1935 hat sich die Zahl der Studenten im Sommer 1936 wenigstens ungefähr gehalten, und erst im Wintersemester 1935/36 zeigt sich hier wieder ein leichtes Ansteigen der Besuchsziffer.

In der philosophischen Fakultät in Freiburg ist lediglich der Rückgang der Zahl der Studierenden im Sommersemester 1934 (Abnahmeziffer gegenüber Sommersemester 1933 27,3%) und im Wintersemester 1934/35 (Abnahmeziffer gegenüber Wintersemester 1933/34 18,0%) erwähnenswert. Die bei der philosophischen Fakultät in Heidelberg außerordentlich hohen Abnahmeziffern im Sommersemester 1935 (47,1%) und Wintersemester 1934/35 (62,6%) sind dadurch bedingt, daß die Studierenden der im Wintersemester 1934/35 neugebildeten staats- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät nach Übergang der Handelshochschule Mannheim auf die Universität Heidelberg im Wintersemester 1933/34 und im Sommersemester 1934 der philosophischen Fakultät zugezählt worden sind.

Die Zahl der Studierenden in der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät in Freiburg wie in Heidelberg ist zwar ebenfalls in den Sommer- und Wintersemestern zunächst ziemlich stark zurückgegangen, hat dann aber im Wintersemester 1935/36 eine kleine Zunahme, im Sommersemester 1936 wenn nicht das, so doch wenigstens keinen erheblichen Rückgang mehr erfahren.

Schließlich sei noch die Entwicklung der Besucherzahl in den hauptsächlichsten Studienabteilungen der Tech-

nischen Hochschule in Karlsruhe erwähnt. Wie aus der oben beigegeführten Tabelle zu ersehen ist, sind die Abteilungen Bauingenieurwesen, Maschinenwesen und Elektrotechnik, verglichen mit der Gesamtbesucherzahl der Technischen Hochschule, in sehr verschiedenem Maße von der rückläufigen Bewegung der Besucherzahl betroffen worden. Am geringsten war sie im Bauingenieurwesen. Während die Gesamtbesucherzahl im Sommersemester 1934 gegenüber dem Sommersemester 1933 um 17,8% zurückging, betrug die Abnahmeziffer in der Abteilung Bauingenieurwesen nur 10,3%. Im Sommersemester 1935 stand einer weiteren Abnahme der Gesamtbesucherzahl um 23,7% eine solche im Bauingenieurwesen von nur 12,9% und im Sommersemester 1936 einer Abnahme der Gesamtbesucherzahl von 4,1% eine solche im Bauingenieurwesen von 3,8% gegenüber. In den Wintersemestern 1934/35 bzw. 1935/36 betrug die Abnahmeziffer der Gesamtbesucherzahl 27,1% bzw. 10,2%, im Bauingenieurwesen dagegen nur 14,0% bzw. 4,3%. In jedem der hier beobachteten Semester ist also die Abnahmeziffer in der Abteilung Bauingenieurwesen kleiner als die des Gesamtbesuchs der Technischen Hochschule gewesen. Die Abnahmeziffern in der Abteilung Maschinenwesen halten sich ungefähr auf der Höhe der Abnahmeziffern des Gesamtbesuchs, jedoch macht hier das Wintersemester 1935/36 und das Sommersemester 1936 insofern eine Ausnahme, als in diesen Semestern erstmals in der Abteilung Maschinenwesen die rückläufige Bewegung der Besucherzahl durch eine leichte Zunahme (8,8% bzw. 6,9%) abgestoppt wurde. Überdurchschnittlich hohe Abnahmeziffern weisen dagegen die Abteilungen Elektrotechnik und insbesondere Architektur auf. Während noch im Sommersemester 1933 die Zahl der Studierenden in der Abteilung Elektrotechnik 210 und in der Abteilung Architektur 162 betrug, stellte sie sich im Sommersemester 1936 nur noch auf 109 bzw. 59.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der Hochschulbesuch in Baden anscheinend seinen Tiefpunkt überwunden hat. Das gilt auch wohl für die Technische Hochschule in Karlsruhe, an der zwar die aufsteigende Tendenz der Frequenzziffern noch nicht so deutlich zu erkennen ist, deren Besucherzahl aber zweifellos durch den augenblicklich vorherrschenden starken Bedarf an technischen Akademikern sehr gefördert werden wird. Soweit der Rückgang der Hochschul-Besucherzahlen durch die Einführung der Wehrpflicht bedingt war, wird er sich in jenem Zeitpunkt wieder ausgeglichen haben, in dem die erstmals zum Dienst mit der Waffe eingezogenen Hochschulwärter ihrer Dienstverpflichtung nachgekommen sein werden. Auch der Ausfall von Studierenden, der seine Ursache in den geburtschwachen Kriegsjahrgängen hat, wird in absehbarer Zeit wieder einen Ausgleich in den zahlreicheren Hochschulwärtern der Jahrgänge aus den ersten Nachkriegsjahren, in denen sich bekanntlich zunächst ein Steigen der Geburtenziffer bemerkbar machte, gefunden haben. Eine nicht mit den akademischen Berufsmöglichkeiten in Einklang zu bringende Höhe der Besuchsziffern wie in der Nachkriegszeit wird jedoch wohl kaum noch jemals erreicht werden.

Ich werde Infanterist.

Von Major (E) v. Köller, Reichskriegsministerium.

Im ewigen Laufe der Zeit tritt immer wieder an jeden jungen Menschen die schwerwiegende Frage heran: „Was soll ich einmal werden?“ Und diese Gedanken um die Zukunft, dieser für das ganze Leben ausschlaggebender Entschluß, erfüllt sowohl den ins Leben Tretenden, als auch oft die Familie mit banger Sorge, ob dies oder jenes das Richtige ist. Das wird immer so sein.

Zeute, wo die Wehrpflicht die männliche deutsche Jugend wieder unter die Fahnen ruft, tritt an den jungen Mann eine weitere Frage heran: „Wo diene ich?“

Diese Frage gilt sowohl für den, der sich den Beruf des Soldaten erwählt, als auch den, der als Zweijährig-Freiwilliger vor der Wahl steht, sich zum Wehrdienst bei einer Truppe zu melden.

Zeitschriften, Bücher und Film bringen zum überwiegenden Teil Bilder von motorisierten und gepanzerten Waffen, von der Marine und der Luftwaffe. Verständlich vom Standpunkt des Verfassers oder Herstellers aus, da diese Bilder schon an sich durch das Objekt selber wirkungsvoll erscheinen, während der die Maschine bedienende und führende Soldat dabei gar nicht hervortreten braucht. In der heutigen, durch die Technik stark betonten Zeit, die auch die Jugend schon völlig in ihren Bann geschlagen hat, ist es verständlich, daß sich das Interesse für die technischen und motorisierten Waffen in ganz besonderem Maße verstärkt hat, gegenüber der Waffe, die, solange die Seere gegeben hat und geben wird, immer die Hauptwaffe war, ist und bleiben wird — die Infanterie.

Auch noch heute, im Zeitalter der hochentwickelten Flugwaffe, der durchkonstruierten Maschinengewehre und der stärksten Panzer, im Zeitalter des Motors, sind es immer nur die Sturmkompanien und die Stostruppen der Infanterie, die die Schlacht entscheiden können.

Die Literatur des Weltkrieges der Länder legt bedröhtes Zeugnis davon ab, und in ihren Überlieferungen steht immer und immer wieder der Infanterist, der Sturmsoldat, der in den gewaltigsten Materialschlachten des größten aller Kriege entscheidungsbringend kämpfte, im Vordergrund. Und so wird es immer bleiben.

Die Unkenntnis von dem Wesen und den Aufgaben, die Unwissenheit über die Organisation und Zusammensetzung der Infanterie, deren hauptsächlichste Tätigkeit immer noch allgemein im Marschieren und Exerzieren gesehen wird, läßt viele Freiwillige von der Wahl der Infanteriewaffe abgehen. Die das Auge äußerlich blendenden motorisierten und mechanisierten Waffen scheinen ihnen eine, ihren Eigenarten und Interessen mehr zusagende Betätigung bieten zu können.

Das jedoch ist ein grundlegender Irrtum. Daß die Infanterie marschiert, und daß sie aus Gründen der äußeren Haltung und der Disziplin auch nebenbei ein wenig exerziert, wie auch alle andere Waffen es tun, ist richtig. Daß aber die Infanterie das Schwergewicht ihrer Aufgabe im Kampf sieht, daß sie es ist, die als die Entscheidung bringende Waffe eine Fülle vielseitigster Aufgaben zu lösen hat, und daß sie gerade deshalb auch mit den verschiedenartigsten Waffen ausgestattet worden ist, das ist weniger bekannt.

Wer sich heute einmal vertraut macht mit dem Wesen und der Organisation der Infanterie, der wird schnell erkennen, daß sie gerade heute, mehr denn je, an der Spitze aller Waffengattungen marschiert, und daß ihr, der „Krone aller Waffen“, auch neidlos diese Stelle von ihren Schwesterwaffen eingeräumt wird. Was heißt heute in einem neuzeitlichen Meer: Infanterist?

Der Infanterist marschiert und schießt, er reitet, er führt die Zügel vom Bock und vom Sattelpferd, er lenkt den Kraftwagen und das Motorrad, er bedient Fernspreck- und Funkgerät, er läuft Ski und steigt in die Berge, er beherrscht neben dem Gewehr das Infanteriegeschütz, die Pistole, das Maschinengewehr, die Gasmaske, den Spaten, die Handgranate, das Panzerabwehrgeschütz, das Bajonett, Schießtabellen und das optische Gerät.

Eine Fülle von Können und Wissen ist nötig, um aus einem neugebackenen Soldaten einen richtigen Infanteristen zu machen.

Es soll in diesen Zeilen nicht nur aufgezählt werden, wieviele verschiedene Waffen zusammengenommen schlecht hin die Infanterie ausmachen. Es soll aber dem Unkundigen damit ein Überblick gegeben werden von der Vielseitigkeit des Wesens und Wirkens der Infanterie. Damit auch wird jedem jungen Anwärter vor Augen geführt, daß für ihn, je nach Veranlagung und Beruf, je nach Interesse oder Können, ein ungeahntes Betätigungsfeld vorhanden ist. Die Infanterie verlangt auch, als fast einzige Waffengattung, keine bestimmte Berufsschicht. Der Zivilberuf eines jungen Mannes ist Nebensache. Und es wird jeder Anwärter, wes Beruf er auch ist, seine Befriedigung im Dienst finden. Denn die Truppe wird schon im eigenen Interesse den jungen Soldaten dorthin stellen, wo er auf Grund seiner beruflichen Tätigkeit und seines Könnens möglichst gute Leistungen hervorbringen verspricht.

Nun aber möge das bisher Gesagte nicht dahin verstanden werden, daß für den Dienst bei der Infanterie wahllos jeder Jüngling geeignet ist. Dem ist keineswegs so. Die Infanterie verlangt ausgesuchte Männer, denn der Dienst fordert sehr viel — vielleicht

mehr — als bei den Schwesterwaffen von dem einzelnen. Einwandfreie körperliche Beschaffenheit ist die Voraussetzung, die seelische und moralische Haltung nicht minder wichtig. Nur ganze Kerle kann die Infanterie gebrauchen. Männer mit Mut, Ausdauer, Pflichttreue und klarem Kopf, Unverzagtheit und Draufgängertum. Wer diesen Anforderungen nicht gewachsen ist, der hat in der Infanterie keinen Platz. Der Kampf um die Entscheidung liegt alleine in der Hand der Infanterie. Der Infanterist ist der Sturmsoldat und Einzelkämpfer, der dem Feind ins Auge sieht, den er überwältigen muß, um zu siegen. Dieser letzte entscheidende Kampf, ausgetragen zwischen Mann und Mann, kann nur getragen sein von solchen Charakteren, denen die Pflicht alles, das Ich nichts bedeuten. Und die Infanterie ist stolz darauf, daß gerade und einzig ihr die Entscheidung über Sieg oder Niederlage anvertraut ist. Darum auch fordert sie für sich vom Volk und von der Nation die besten und treuesten Söhne. Die Jugend soll sich dessen bewußt sein, daß Männer die Geschichte machen und nie Maschinen. Sie

soll wissen, daß eine Maschine oder ein Motor nichts sind ohne den Mann, der sie führt. Und sie soll zu der Erkenntnis gelangen, daß ein Heer nichts ist ohne die Infanterie — „die ewige Infanterie“ —.

Der Inspekteur der Infanterie, Generalleutnant Koeje, schließt in einem Geleitwort für ein Buch¹ über den Dienst bei der Infanteriewaffe folgendermaßen:

„Möge die deutsche Jugend, der dieses Büchlein gewidmet ist, aus den nachstehenden Zeilen erkennen, daß von der Infanterie ungeheuer viel gefordert wird, und daß gerade die Besten der Nation dazu berufen sind, in ihren Reihen zu marschieren. Möge die deutsche Jugend die Ideale mitbringen, die den Infanteristen einzig und allein befähigen, seiner großen Aufgabe gerecht zu werden. Dann wird die deutsche Infanterie so sein, wie sie immer war:

Bescheiden, tapfer und stolz.“ — — —

¹ Das im Verlag Johannes Delke, Leipzig O 5, erschienene Werbebüchlein ist betitelt: „Dienst bei den Waffen“ — Heft 1 — „Infanterie“.

Albert Schoch Die deutsche Auslandsschule in Übersee.

Die deutsche Revolution hat das Denken der ganzen Welt auf eine tiefere Quelle und Seinsgrundlage hingewiesen, nämlich das Blut oder was das selbe ist, den göttlichen Willen. Dadurch wurde alles Zufällige und alles augenblicksbedingte oder zwangsläufige Menschenwerk zweitrangig. Der Staat mit seinen im Laufe der Jahrhunderte oft veränderten Grenzen trat hinter die Bedeutung des Volkes zurück, dessen Wesen gottgeschaffen ist und in seinem Blute von allem Anfang an festliegt. Daraus ergibt sich, daß die natürliche Gemeinschaft der Menschen die Gemeinschaft des Blutes ist, während jede andere Gruppierungsgrundlage als unnatürliches und dem göttlichen Willen entgegengesetztes Menschenwerk innere Mängel aufweist, möge sie auf religiösem Gebiet liegen als Konfession, auf wirtschaftlichem als Klasse, auf gesellschaftlichem als Adel, oder auf geschichtlichem Gebiet als Staat. Nur Blutsgemeinschaft ist Träger ewiger Werte; Konfessionen, Klassen, Stände, Staat sind nur Verwirklichungen und irdisch z. T. notwendige Erscheinungsformen des ewigen Volkes, „Phänotypen“.

Diese Erkenntnis ist von solch wahrhaft revolutionärer Macht und Tragweite, daß die Wissenschaft der ganzen Welt schon jetzt im Begriff ist, in einigen Teilgebieten ihren Blickpunkt zu ändern. Galt vorher als Wert das Forschen an sich und das Lehren als Theorie, so heute das Forschen für die Volksgemeinschaft und das Lehren für die Volksgemeinschaft. Hatte bis zum Umbruch, und im Ausland noch eine ganze Weile länger, das Gedankengemisch der französischen Revolution alles Denken nach der „Humanität“ gelenkt und nach dem homo, dem Einzelmenschen, ausgerichtet, so ist heute sein natürlicher Zielpunkt das Wohl der natürlichen Blutsgemeinschaft, des Volkes. In der

Weltanschauung jedes einzelnen Deutschen vollzog sich demnach nach dem Willen des Führers eine Revolution, eine Veränderung der Einstellung zum Nebenmenschen durch die Neubetonung des Kriteriums der Blutzugehörigkeit. Und über jede schon bestehende Einrichtung findet heute der deutsche Mensch, wo immer er auch lebe, ein sicheres Urteil durch die Frage nach dem inneren Wert für die Volksgemeinschaft.

Diese Vereinfachung und Klärung der Urteilsfindung rettete den deutschen Volksgenossen im Ausland vielfach in letzter Stunde aus dem Zustand der Unsicherheit und des Zweifels. Sein Blutstolz wird erhöht durch die Einsicht, daß deutsche Erkenntnisse das Geistesleben der Welt über die der französischen Revolution hinaus vorgetrieben haben und zu beherrschen beginnen. Sein Selbstgefühl wird gestärkt durch das Bewußtsein, nunmehr nicht mehr der im Schmollwinkel stehende, vergessene „Stieffohn überm großen Wasser“ zu sein, sondern wirklich zur großen deutschen Volksgemeinschaft zu gehören, eben durch den neuen Volksbegriff, der als Volk nicht mehr nur Staatsvolk oder Kulturvolk, sondern Blutsvolk faßt. Ist das Geschlecht dieses auslanddeutschen Volksgenossen seit mehreren Folgen unter fremder Umwelt, so beweist seine rassische Unvermischtheit sogar eine frühe und tief eingewurzelte Erkenntnis deutscher Urwerte; denn als Alleinstehender den oft in gefälliger Form dargereichten fremdvölkischen Einflüssen zu widerstehen, ist eine charakterliche Leistung, die nur der rassisch Starke vollbringt. Das neue Bewußtsein der vollwertigen Volkszugehörigkeit des Deutschen im Fremdstaat bedeutet so eine seelische Befreiung des Auslanddeutschen und hebt das vorher weit verbreitete Gefühl der Vereinsamung auf.

Noch mehr als beim Einzelmenschen wird die innere Position bei den volksdeutschen Einrichtungen im Ausland durch unsere geistige Revolution verbessert. Das Deutschland von heute hält das echte Volkstum aller Völker der Erde für einander gleichberechtigt und gestattet in wahrhaft großzügiger Weise die freie Pflege desselben innerhalb seiner Grenzen; und zwar geschieht dies nicht mehr nur aus Gleichgültigkeit, sondern als Konsequenz der nationalsozialistischen Weltanschauung. Dadurch empfangen auch die Vereine und Bünde der Deutschstämmigen im Fremdstaat ein selbstverständliches inneres Recht auf Bestehen und Pflege und brauchen nicht mehr als Fremdkörper im fremden Staatsgefüge beargwöhnt zu werden. Dazu kommt, daß nach der Auffassung des 20. Jahrhunderts nicht die oft zufällig zusammengeführten Menschengruppen ein Volk bilden, wenn sie innerhalb bestimmter geographischer Grenzen beieinander wohnen; vielmehr sind in bezug auf das Volkstum Geburts- und Wohnort ganz nebensächlich, allein die Blutszugehörigkeit ist wesensbestimmend. Eine deutsche Vereinigung bedeutet also für den klar denkenden Andersrassischen kein berechtigtes Ärgernis mehr, sondern er achtet sie als lebendigen Ausdruck einer großen, weltumspannenden Volks- und Seelengemeinschaft. Ihre Notwendigkeit entspringt nicht wirtschaftlichen Interessen und kann nicht bis zum letzten logisch begründet und gedacht werden, sondern wird gefühlt und gelebt. Dem auf verstandesmäßiges Errechnen ausgerichteten romanischen Geist fällt diese Erkenntnis heute noch schwer, dem Deutschen ist sie naturgegeben und selbstverständlich. Das in Übersee weitverbreitete oberflächliche Verdienertum wittert in volksdeutschen Vereinigungen Keime zu Wettbewerbzellen, während sie doch zutiefst gefühlsmäßig begründeter deutscher Eigenart entsprechen. So finden die volksdeutschen Bünde im Ausland heute wieder neue Kraft zum Propagandakampf und neue starke Wurzeln in dem Wissen um die Zusammengehörigkeit aller Deutschblütigen.

Neben den deutschen Vereinen, Gesang-, Musik-, Turn-, Kirchen-, Friedhofs-, Regal- und Wandervereinigungen steht als bedeutsamster Pfeiler jeweils die deutsche Schule im Ausland. Und gerade sie verdankt der neuen Gedankenwelt eine vertiefte Klarheit der Zielsetzung und zugleich eine größere Verantwortung auf die Zukunft hin. Die Revolution der Werte räumt endlich auf mit der selbstgenügsamen Wissensübermittlung. Der leichte Materialismus, der draußen noch viel leichter Fuß fassen konnte als in der Heimat mit ihren geschichtlichen Erinnerungen und erhabenen Bauwerken allerorts, hatte den für „gebildet“ gehaltenen, der sich eine möglichst große Tatsachenfülle angeeignet hatte, damit zu hantieren verstand und daraus „Zinsen“ zog. Die heutige Erziehung zielt auf körperliche Widerstandsfähigkeit, seelische Kraft, geistige Urteilsfähigkeit, völkischen Blutsstolz, sittliche Reinheit und auf politischen Drang nach natürlicher Gemeinschaft; alles Lernwissen dient dieser Charakterformung. Diesen Zielsetzungen kommen die Bedürfnisse des Auslandsdeutschstums weitgehend entgegen. Aber die Auslandsschule nimmt neben diesen allgemeinen Erziehungsforderungen, die den Grundstock aller deutschen Schulen im Reich wie im Ausland bilden, noch besondere Aufgaben auf sich, die erst jetzt

klar umrissen sind und einheitlich in Angriff genommen werden können.

Man hat oft gesagt, die Wirkungsmöglichkeit der Auslandsschule sei gespalten durch ihre doppelte Aufgabenstellung als Kolonieschule und als Propagandaschule. Deshalb beschritt man in Südamerika nach dem Weltkrieg fast überall den Weg, nicht nur den Lehrstoff, sondern auch das Grundgefüge der Schule dem Gastland anzupassen. Dies lag ganz in der Denkrichtung der wilhelminischen Verfallszeit und des Novemberreiches, wo die materialistische Auffassung „Der Mensch kann überall glücklich sein, wenn nur die äußeren Umstände dafür geschaffen werden“ der unverlierbaren Wesenhaftigkeit des Blutes noch geringe Bedeutung beimaß. Die Bastardierung des deutschen Auslandsschulwesens stammte somit aus derselben Lebenseinstellung wie Erfüllungspolitik, Stilnischmacherei der Jahrhundertwende, kritiklose Übernahme des westlichen Parlamentarismus, Französelei des Schrifttums im 18. Jahrhundert, Latinisierung von Familiennamen im Humanismus und ähnliche wesensfremde und deshalb notwendigerweise erfolglose und für die Nachwelt lächerliche Kulturentgleisungen. Auch hier hat die deutsche Revolution Wandlung geschaffen, zunächst in der Gedankenwelt der auslandsdeutschen Schult Träger und dann auch in der Organisation der Institute selbst. So wenig eben aus einer Buchecker auch bei geriebener Gärtnerkunst und denkbarster Veränderung der Umwelt ein Apfelbaum zu ziehen ist, so wenig läßt sich aus einem deutschblütigen Kinde ein dem Deutschtum wesensfremdes erziehen und so wenig kann man eine deutsche Auslandsschule ohne Schaden so verändern, daß sie nur noch eine ausländische Privat- oder Ständeschule allenfalls mit Deutsch als betonter Fremdsprache darstellt.

Eine solche Schule diene nicht der Kolonie, weil sie nur halbe Vielwässer und gewiß auch erfolgstüchtige Verdienner, aber gewiß keine Führerpersönlichkeiten erzog, weil diese nur aus einem starken Glaubensquell genährt werden können, nicht aber aus einem allmählich versiegenden Sumpfgewässer. Die finanziellen Opfer — und es sind erhebliche Geldsummen, mit denen die auslandsdeutschen Volksgenossen ihre Schulen unterhalten — kamen also gar nicht der Kolonie zugute, sondern enthoben lediglich den Gaststaat seiner Pflicht zur Ausbildung seines Nachwuchses.

Diese Schule diene aber auch nicht der Propaganda. Wenn auch selbstverständlich mehr blutsfremde Kinder durch die äußerliche Mehrbetonung der Landesmethode angezogen werden, so ist doch der Werbeerfolg für deutsches Wesen und deutsche Kultur bei den fremdstämmigen negativ gewesen, weil bei diesen volkstumsstolzen und blutsmäßig festverwurzelten Ausländern in ihrer reinen und unverkümmerten Naturnähe alles Konvertitentum als peinlich unwürdig, alles Anbiedere als lächerlich und aller Blutsverrat als dumm und ekelhaft empfunden wird. Sie hatten Vertrauen zu der Gewissenhaftigkeit und Arbeitsfreude des einzelnen deutschen Lehrers; ob dieser in einer deutschen Schule oder einer Staatsschule wirkte, war ihnen gleichgültig; das System war ihnen unwichtig. Eine solche im Gefüge verbastardierte deutsche Auslandsschule konnte also dem Ausländer deutsche

Kultur deshalb nicht nahebringen, weil ihr eigener Aufbau den Hauptwerten deutschen Menschentums entgegenstand.

Die Wirkung der außenpolitischen Erfolge des Dritten Reichs hat gezeigt, daß die Besinnung auf kraftvolle und würdig stolze Haltung dem Ausland mehr Achtung abnötigt als fortwährendes Betteln, Knien und Prostituierten. Dasselbe Ergebnis zeitigte eine innerlich im Gefüge deutsche Auslandsschule; denn tatsächlich haben seit etwa drei Jahren die Schülerziffern der deutschen Schulen in Übersee eine erhebliche Aufwärtsentwicklung begonnen, und trotz der erheblich höheren Anforderungen im Deutschen, die an die Anfänger jetzt gestellt werden, ist der Zugang fremdstämmiger Kinder größer als früher. Die neue weltanschauliche Klarheit lockt eben den romanischen Südamerikaner, weil er darin die Achtung auch seiner rassistischen Seinsgrundlage erblicken kann. Denn jetzt ist klar: fremde Wesensart kann naturnotwendig das fremde Erziehungswesen am reinsten verkörpern, und als solches bedeutet es ein selbständiges, mehr oder weniger bedeutendes Steinchen im Mosaikbild der Zeitkultur der Welt, aber Nachahmung durch Andersblütige bleibt ebenso naturnotwendig immer Stückwerk, Halbheit, Bastard. Diese Erkenntnis bewirkte eine weitgreifende Umkehr im gesamten deutschen Auslandsschulwesen in Übersee. Die deutsche Auslandsschule richtete sich sowohl vom Blickpunkt der Kolonialschule wie dem der Propagandaschule wie auch dem der natürlichen Würde ihres Namens und ihrer Träger in ihrem Grundgefüge am reichsdeutschen Erziehungswesen aus.

Ist der Kern gesund, so darf in Übergangszeiten die Schale Schönheitsfehler aufweisen. Ist die Schule im Wesen fraglos deutsch, so darf ihr Lehrplan ohne Gefahr Zugeständnisse an die Lebenswirklichkeit im Auslande machen. Denn deutsch erzogene Jünglinge werden mit einem guten Wertmaßstab entlassen, während die Zöglinge der früheren auch-deutschen Auslandsschulen lediglich mit urteilslosem, oft sogar an artfeindlichen Unterrichtsbüchern erlerntem Wissensballast in den beruflichen Alltag hinaustraten. Jede deutsche Auslandsschule ist natürlich nach wie vor in ihrem Lehrplan verschieden von jeder Schule im Reich, aber auch von jeder anderen Auslandsschule. Ihr Lehrplan, d. h. Fächerung, Stundenzahl, Stundenverteilung, Parallelisierung, Arbeitsgemeinschaften, Klassenführung u. ä. sind von Umständen abhängig, die immer einmalig sind. Am einen Ort etwa verlangt das Klima lauter Langpausen, am anderen fordert der vorläufig noch allein bestimmende Schulvorstand eine Vermehrung der Wochenstundenzahl der Kinder, dann wieder sprechen Schulzimmermangel, Mietverträge oder staatliche Inspektoren Machtworte; ein Streit zwischen Schulvorstand und etwa Turnervorstand verhindert geregelte Sportnachmittage usw. Die Auslandsschule kämpft auf dem Gebiet der Lehrplangestaltung auf sich selbst gestellt; ihre Kraft liegt jedoch heute nicht mehr so sehr auf der Zufälligkeit ihrer Lehrkräfte, sondern im Grundgefüge und in der einheitlichen Linie der Lehrerkollegien. Darin gibt es keine grundsätzliche oder regionale Verschiedenheit innerhalb der deutschen Schulen in Übersee.

Anders verhält es sich mit dem Lehrstoff. Hierin

konnten die Geltungskreise der allgemeinen Richtlinien und Regeln weiter gezogen werden. Ganz abgesehen davon, daß die Erziehungsziele des nationalsozialistischen Deutschland eine neue Auswahl, Einordnung, Wertung und Darbietung voraussetzen, ergibt sich aus der Wiedererwerbung des freien Stolzes auf die deutsche Volkszugehörigkeit die Möglichkeit, auf die Gegebenheiten des Gastvolkes einzugehen und als Mittel für die Erziehung zu gebrauchen, ohne Gefahr zu laufen, daß der eigene Kulturschatz in den Hintergrund treten könnte. Wir können heute unbefangenes fremdes Kulturgut schön und reich finden und es frei von uns aus werten, denn jenes ist blutsgebunden und ebenso unverlierbar für den fremdstämmigen wie für uns und unsere Schüler das unsrige. Andererseits liegt gerade in diesem erzieherischen Mitverwerten der Kulturgüter des Gastlandes eine wirkliche und im Wesen würdige Möglichkeit der Werbung. Auch von innen her, von der Stoffseite, hat also die deutsche Revolution die Auslandsschulen in ihrer Eigenschaft als Propagandaeinrichtungen gestärkt.

Alle drei Ziele der deutschen Auslandsschule haben also durch die nationalsozialistische Revolution eine durchgreifende Wandlung erfahren: Diese dient heute klar und unbeirrt einer fraglos deutschen Erziehung, weil sie die auslanddeutschen Kinder jetzt als blutsmäßig und somit vollgültig deutsch betrachten darf; den Bedürfnissen der Kolonie entspricht sie in erhöhtem Maße und auf weitere Sicht, weil sie die Dienstbereitschaft für die Blutsgemeinschaft über persönliche Vielwisserei und findiges Hintertreiben mit Angelerntem stellt; sie erfüllt schließlich ihren Zweck als Propagandaeinrichtung für deutsche Art, Kultur und das Reich erst jetzt, weil sie ihre Wertungen subjektiv geben darf und deutsches Wesen debattenlos hinzunehmen verpflichten kann.

Wie nun im einzelnen diese drei Ziele ausgewogen werden, bestimmt nach den Vorschriften der jeweilige Schulvorstand, der sich in Übersee meist aus 5 bis 7 auf ein Jahr gewählten Herren der Kolonie unter Beisitz des zuständigen Reichsvertreters (Konsuls), des Schulleiters und jetzt auch oft schon des Ortsgruppen- oder Stützpunktleiters der NSDAP. zusammensetzt. In allen seinen Beschlüssen, also in bezug auf Finanzgebahren, Personal, Lehrplan ist er lediglich der Elternversammlung verantwortlich. Die äußerst erfolgreiche Werbe- und weltanschauliche Aufklärungsarbeit unserer Auslandsorganisation sowohl unter den Auslandsdeutschen, wie unter den seit mehreren Geschlechterfolgen in Übersee wurzelnden Auslandsdeutschen hat jedoch in den letzten Jahren anfängliche Widerstände gegen die innere Erneuerung der Auslandsschulen zu überwinden gewußt. Dazu kommt, daß auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes in den letzten drei Jahren zahlreiche Auslandslehrer wegen Nichterneuerung ihrer Beurlaubung in den Heimatschuldienst zurückkehrten und durch Kräfte ersetzt wurden, die den Umbruch erlebt hatten und ihre Arbeit unter die neuen Gesichtspunkte stellten.

Gerade Südamerika und sein ansässiges Deutschland ist allem Neuen gegenüber sehr abwartend eingestellt; die Einwanderer aus der Zeit nach 1848, nach jenem Mißlingen einer Reichsgründung, haben ihren Enkeln

Ein freundliches Bild von der europäischen Heimat überliefert, und die tägliche Verachtung, die der Auslandsdeutsche nach dem Kriege auf der Straße und im Geschäft zu spüren bekam, stimmte ihn ebenfalls nicht freundlich gegenüber seinem Blutsursprung, dies um so weniger, als das Reich sich gar nicht um ihn kümmerte und ihn als nicht zugehörig betrachtete. Um so schneller jedoch fühlte er dann die Achtung, die ihm sein fremdrassiger Nebenmann nach 1933 plötzlich entgegenbrachte; um so heißer begrüßte er die seit 1848 ersehnte Schaffung eines angesehenen Reiches; um so eifriger lauschte er alsdann den Übertragungen des Richtstrahlers Südamerika des Deutschlandsenders, dessen Programmleitung sich immer wieder nach seinen Wünschen erkundigte und seine eigenen Verwandten selbst durch das Mikrophon in Berlin zu ihm sprechen ließ; um so eifriger nahm er an den Veranstaltungen der Ortsgruppen der NSDAP. teil und ging zu den Aufklärungsvorträgen, die naturgemäß meist von den neuankommenden Lehrern gehalten wurden; um so freigebiger öffnete er die Hand zum Winterhilfswerk des deutschen Volkes, weil er sich als zu diesem gehörig empfand; um so mehr begrüßte er endlich auch die innere und äußere Umgestaltung seiner Schule und um so inniger wünschte er seine Kinder zu ihrem blutsmäßigen Deutschtum geführt zu sehen.

Die Neuverdung der deutschen Auslandsschulen in Übersee ist also keineswegs äußerlich dekretiert, wozu auch alle Voraussetzungen gefehlt hätten, sondern sie beruht einzig auf einer innerlichen Neuverdung der Eltern. Die Mitarbeit der Eltern an der Schule war nie eifriger und erfolgreicher als heute.

Zinzu tritt neben Schule und Elternhaus als dritter Erziehungsfaktor die allerorts neuentstandene deutsche Jugendorganisation, die in manchen Gegenden als *NJ*. auftritt, in anderen, wie etwa in Chile, ohne Zielunterschied von jener, sich Deutscher Jugendbund nennt, um eine Spaltung zu vermeiden und allzu vorsichtigen oder politisch, gesellschaftlich oder auch oft freimaurerisch gebundenen Vätern keinen Grund zur Fernhaltung ihrer Kinder zu bieten. Diese Organisationen werden von den Schulen weitgehendst gefördert und von Kindern wie Eltern begrüßt. Für die Schule liegt zunächst der Hauptvorteil darin, daß die Kinder auch an den Nachmittagen bei Zusammenkünften unter sich deutsch sprechen, deutsche Sitte pflegen und Kameradschaft üben. Die Eltern wiederum sind eine große Sorge los, denn sie wissen, daß ihre Kinder nicht mehr mit sexuell frühreifen iber-

amerikanischen Kameraden Witze austauschen oder auf der Plaza sich zur Schau setzen, sich versuchsweise schminken und flatschen lernen. Und die Jungen und Mädchen selbst sind glücklich, weil die neue harmlosfröhliche Art der Treffen ihrem Blutserbe gemäß ist und sie zumindest zwei Jahre länger Kinder sein dürfen als ihre andersrassigen Freunde und auch noch ihre eigenen, nur wenig älteren Geschwister, ferner weil sie nicht mehr zwischen Gastvolk und Blutsvolk unschlüssig als ewige „Bindestrichler“, Deutsch-Amerikaner, zu schwanken brauchen, sondern sich stolz als Deutsche in Amerika bekennen dürfen; da ihr außerschulischer Lebensmittelpunkt jetzt in ihrer deutschen Jugendorganisation liegt, dürfen sie nunmehr ohne Hemmungen und „Minderwertigkeitskomplexe“ mit weisensfremden Gleichaltrigen zusammenkommen, denen sie in der Pubertätszeit, d. h. gerade dem Alter des Geltungsbedürfnisses, auf manchen Gebieten niemals die Waage halten konnten, obwohl unter Nichtkenntnis oder Mißachtung der Rassenunterschiede ihr eigener blutsmäßiger Drang auf Überwindung aller Widerstände sie auch auf diesen Gebieten den Kampf aufnehmen hieß, ein erfolgloses Unternehmen, das das Kind jeweils nur niederdrückte.

So brachte also die nationalsozialistische Rassenkenntnis und die Errichtung deutscher Jugendorganisationen dem auslandsdeutschen Kinde noch mehr als dem reichsdeutschen seelische Befreiung, den Eltern Beruhigung und der Schule eine wertvolle Ergänzung, deren Auswirkungen sich schon heute zeigen in Äußerungen wie Wunsch nach Briefwechsel, Drang zur freien deutschen Rede und unbewusstem Gebrauch der deutschen Sprache in unbeobachteten Unterhaltungen.

Dafür zu sorgen, daß solche individuellen Äußerungen der Schüler der ganzen Klasse und darüber hinaus der Schul-, Kolonie-, Volksgemeinschaft zugute kommen, ist eine neue Pflicht des deutschen Auslandslehrers. Auch seine Lage hat sich stark verändert, doch sei darüber in diesem Zusammenhang nur zum Schluß eine kurze Bemerkung angefügt. Verlangte man früher von ihm lediglich, ein guter Schulmann zu sein, so gilt dies heute als selbstverständliche Voraussetzung für seine Tätigkeit im Ausland; erhöhte Anforderungen im Auftreten, Kampfgeist, Arbeitskraft außerhalb der Schulstube, Idealismus und zäher Wille im Dienst, Entsagungsbereitschaft im Persönlichen — das sind die neuen Stichworte für den Auslandsschuldienst in Übersee; aber dafür darf man in vorderster Linie für das Ansehen des Vaterlandes und die Idee des Führers streiten, und — wo Funken stieben, da herrscht Freude.

Darum starben Tausend und Tausend,

Daß wir das Opfer hüten,

Daß wir die Sendung erfüllen,

Daß wir den Samen wahren

Der größeren Zeit,

Des reineren Volks,

Des ewigen Rechts!

Heinrich Hillich.